

1926

—

Zur Frage des deutschen Theaters in Rumänien

Von Heinrich Jillich

Ehe die gegenwärtige Spielzeit des Schauspiels beurteilt wird, ist es notwendig festzustellen, welchen Aufgaben das Theater bei uns zu dienen hat. Unser Publikum erfährt — wie Dr. Sekelius schon ausführte (Allingsfor II. 12.) — sehr selten Eindrücke, die es künstlerisch fördern. Nur musikalische Darbietungen stehen auf wertvoller Höhe. Ja, es ist dreist zu behaupten, daß jeder große Sänger oder Instrumentalkünstler der Gegenwart auch in Siebenbürgen konzertiert, dank den Bemühungen privater Unternehmer. Unsere Musikvereine wurden durch diese Veranstaltungen befruchtet, unser Publikum, zum mindesten in Hermannstadt und Kronstadt, einer guten Tonkunst gewonnen.

Die anderen Darbietungen aber sind — meist von politischen oder kulturellen Organisationen vorbereitet — ungleich wertloser. Es handelt sich da, abgesehen vom Theater, um Vorträge reichsdeutscher Duzendschriftsteller, die nationale Gedichte schmellern, um Detaillisten der patriotischen Konfektion, die von einigen unserer Politiker für bedeutende Dichter ausgerufen werden. Zwar erkennen die besten Teile des Publikums instinktiv das Wertlose auch auf nicht musikalischem Gebiete und bleiben (in Kronstadt) solchen Darbietungen fern; ¹⁾ an ihre Stelle aber drängen die Massen der naiven Besucher vor, die wohin immer geführt werden können.

¹⁾ Was umso leichter ist, als die Kunstbegeisterung der Politiker, die für diese Veranstaltungen sowohl Ankündigung als Kritik selbst verfassen, als Warnungssignal wirkt.

Wohin sollen sie geführt werden?

Ein Volk ohne inneres Leben geht unter, mag seine politische Leitung noch so geschickt die äußeren Verhältnisse zu seinen Gunsten beeinflussen. Fehlt ihm Tiefe, wird Sitte und Lebensfreude erstarren, zur Formel. Die äußere Hülle verhärte, der Kern schrumpft zusammen, bis plötzlich auch die Schale einbricht. Jede seelische Erschütterung gibt Leben, zwingt zum Denken, treibt den menschlichen Geist über die gegenständliche Umwelt hinaus, während der Materialist an der Umgebung klebt, in ihr versinkt und bewegende Kraft einbüßt. Religion in erster Linie schenkt innere Erfüllung, die dem Volke Bestand gewährt. Hier verleiht aber auch die Kunst, sofern sie dem Einzelnen nicht bloß Ergötzen, sondern auch Besinnung wird, Kraft. Der Weg für den Politiker liegt klar. Er muß die Verinnerlichung der Masse begünstigen, um ihres äußerlichsten, aber dauernden Heils willen. Sein Standpunkt ist nicht der edelste, er widerspricht der Religion, die weltliche Vorteile zu erstreben verbietet, aber er ist der einzig mögliche für ihn und trifft sich mit dem reinen Kulturwillen, der dem Einzelnen zu helfen bemüht ist, Leben und Sein bedeutsam zu erleben.

Wohin also soll unser Publikum durch künstlerische Darbietungen geführt werden?

Zur Kunst, jedes Einzelnen und des Volkes Vorteils wegen. Der Wege sind viele. Das Wesentlichste für alle ist: daß die Masse erzogen werde zu tieferem Fühlen und Denken. Keine Hysterie, keine Verlockung des Hörers zu der ihm gewohnten niedrigen Auffassung des Lebens als Stätte der billigsten Befriedigung. Aber auch keine Unterstüßung seiner veräußerlichten Moral oder gar deren Beschönigung. Überall sei er gezwungen, Wahrheit zu erfahren! Gewiß, ihm werden oft Worte und Taten begegnen, die ihn fremd anmuten, — das schadet nichts, wenn ihn Menschliches rührt, mitklingen läßt, erschütterl. Doch das vermag nur große Kunst!

Nun trägt jeder Mensch eine geheime, offen nie gezeigte zweite Auffassung des Lebens in sich, die von seiner bewußten Lebensanschauung, die das Erleben gebildet hat, erheblich abweicht und die, mehr Wunsch als Gestalt, ihm das Dasein von der einfachsten Seite darstellt. Alles Schicksal, alle Dämonie, jeder Sinn ist darin beiseitegeschoben. Abzig bleibt bloß eine ewig lustige Vorstellung, die dem eigenen Ich schmeichelt. Diese Lust am Gedankenlosen und Sinnlosen, am Blödsinn, wird vom Leben, das nun einmal jeder leben muß,

eingedämmt. Sie zieht sich zurück, um dann — wenn sie von außen angerührt wird wie zum Beispiel durch die moderne Operette — in einer grauenhaften Ekstase hervorzubrechen, ihren Träger zu übermannen, ihn, der am helllichten Tage vor solchem Unsinn davonjagen würde. Das Gefühl der Leere, das den Besucher der schlechten Operette schließlich ausfüllt, ist das Prägema! ihrer Bedeutung. Wer das Leben, das er lebt, innerlich durchfühlt, dem wird diese Lust verdächtig und unmöglich, weil sie unwahr ist, weil sie eine Flucht vor dem Sinnvollen in die undämonischen, plattesten Hintergründe der Seele bedeutet. Nur jener Seiterkeit, die in allen guten Operetten schwingt, die als Scheinwelt noch voll Tiefe ist, die aus dem Leben selbst bricht, nicht aus der Lebensfeigheit, wird er nachgeben.

Die städtischen Massen, die keine klare Lebensauffassung mehr haben wie der Bauer, hungernd nach Eindrücken, in den Tag lebend, verfallen der Operette aus zwei Gründen, aus der eben genannten Lust: einmal so blöde sein zu dürfen, wie es ihr innerster unbewußter Wunsch verlangt, und dann, weil sie dieser Lust keine tieferen seelischen Erlebnisse entgegensetzen können. Wären sie im Banne eines stark gefühlten Lebensbildes wie im Mittelalter, sie hätten Freude am Volksspiel, an der bedeutsamen Posse, sie könnten, selbst ohne andere künstlerischen Eindrücke, ihr eigenes stark empfundenes Leben dem Blödsinn entgegensetzen; er ergri!fe sie nicht.

Ist diese Masse gar in der Provinz, wo sie selten vor der Bühne sieht, wirkt der Eindruck der Operette dauernd auf sie. Er dringt unmerklich ins Leben ein, er überzuckert die gewohnte Anschauung, ent wurzelt, ohne neues Erdreich zu schütten.

Die Aufgabe des Kulturpolitikers in solchen Gebieten kann deshalb nur sein, jene Eindrücke zu verringern und die großen lebenswahren der Kunst zu vermehren. Die einfachste Entscheidung — sollte man meinen.

Statt dessen ist unser Operettentheater nicht bloß mit guten Spielern versehen und das Schauspiel mit schwachen — wie in diesem Jahre — sondern das Schauspiel, das ohnehin in die zweite Reihe gedrängte, noch durch einen verantwortungslosen Spielplan zu einem Operettentheater ohne Musik gemacht.

Es sind heute rund drei Wochen seit der letzten Aufführung des Schauspiels, der ich beiwohnte, verstrichen — ich habe nicht die geringste Erinnerung mehr an einen Abend. Ich weiß bloß, daß Vis! Schefranek, Hermann Czell und mitunter Oskar Hugelmann

gut gespielt haben — das ist alles. Ich blättere in den Theaterzetteln und finde unter elf gespielten Stücken drei ernste.¹⁾ Und da erinnere ich mich der festlichen ersten Aufführung in der vorjährigen Spielzeit. Direktor Venz hatte schon früher öffentlich seine Ziele mitgeteilt, er trat vor den Vorhang, sprach einige Begrüßungsworte, erfüllt von der eigenartigen schweren Aufgabe, der in Rumänien ein deutsches Theater zu dienen hat. Ich war Zeuge der Bedenken, die jedes neue Werk in ihm erregte, die der Regieführung, Ausstattung und Spielweise galten. Ich fühlte, wie hier an jedem Abend ein Wille hinter den nicht übermäßig begabten Schauspielern gebot, wie Einheit erstrebt, ja manchmal erreicht wurde — und denke der ersten Vorstellung in diesem Jahre: Der Vorhang hob sich, ein Schwank erfüllte mit leeren Worten die Bühne. Alle, alle richtigen Wege, die im Vorjahr lassend angeschritten wurden, sind vergessen. Wir haben ein Nichts.

Um den Abstieg zu erfassen, um gleichzeitig auch jenes besseren Publikums, das ich anfangs erwähnte, zu gedenken, erinnere ich mich der leeren Zuschauerräume und erkenne, daß der Blicksinn, allein auf das Wort gestellt, sich gar zu öffentlich verrät, um unserem Publikum zu entgehen. Als dann die erste ernste Vorstellung stattfand — ein Abend mit schlechten Strindberg-Einaktern — drängten sich die Leute, um durch die Darstellung enttäuscht zu werden. Aber daraus erkannte ich wieder: Unseren Zuschauern fehlt wohl Blick und Verständnis, sie haben aber Ehrfurcht vor großen Namen, sie könnten geführt werden. Sie wollen Erschütterung, immer noch, nach Jahrzehnten der Operette, wollen sie: Kunst. Ob sie aber, wenn der jetzige Operettenkult auch im Schauspiel weiter erhalten bleibt, nach einigen Jahren noch Kraft dazu haben, entscheide ein anderer. Schon dringt auf vielen Gebläsen — Dr. Sekelius schrieb darüber — der Geist dieser Belustigungen ein.

Man fühle bei den Gymnasiasten²⁾, noch mehr bei den jungen

¹⁾ Und dies in Kronstadt, der einzigen Stadt, wo sich das Schauspiel im Vorjahr auch Geldgewinn holte, wo in diesem Jahre das Vorabonnement auf das Schauspiel nicht nur größere Erträge abwarf als das Abonnement auf die Operette, sondern auch mehr einbrachte als der gesamte übrige Kartenvverkauf, der durch die schlechten Stücke gering blieb. Wieder ein Beweis dafür, daß unser Publikum gutes ernstes Theater will. In Hermannstadt, Czernowitz, Temesvar mag das Publikum, erzogen durch Wiener Kitz, etwas flacher sein.

²⁾ Es bliebe noch zu untersuchen, inwieweit diese Entwicklung von einer nach außen gerichteten Schulerziehung bedingt wird, die viel an altliebhabergischen Freuden, das Studientum der Gymnasiasten, das mich noch hinreihen durfte, beschränkt hat, indem sie für lebendige Begeisterung an Dichtern und Lebensgefahren, Abenteuern und Sünde, die uns allen genügt hat, Abstinenz und Sport zum Ersatz (o dieses Wort der rationalen Wirtschaft!) bot.

Mädchen, bei den Frauen, in den Zeitungen, wie die geistige Tiefe, wie die Erlebnisfähigkeit nachläßt und verflacht.

Ich konnte noch begreifen, daß man mir früher entgegenhielt, die Operette sei aus geschäftlichen Gründen notwendig, um das Schauspiel zu unterstützen. Aber dieser Einwand verliert jede Berechtigung, seitdem das Schauspiel zum Operettentheater entartet ist. Es genügt nicht, ein Theater zu haben. Was es treibt und daß es seine Aufgabe nicht wahrnimmt, möge die Oberleiter unseres Theaterwesens, die Spieltage und Kassengelder zählen, klugig machen.

Soll nun in dieser Zeitschrift, wo schon so oft Wege zur Veredelung unseres Theaters aufgezeigt wurden, wieder ausgesprochen werden, daß aus den einfachsten Gründen der Volkswohlfahrt, wenn aus keinen tieferen, ein gutes Schauspiel nötig ist? Soll es wieder gesagt werden müssen, daß man für die hohen Sagen, die die Operettenspieler einstreichen, verhältnismäßig viel bessere Schauspieler verpflichten kann? Soll nochmals betont werden, daß der Spielplan gewissenhaft aufgestellt werden muß, nicht wie der heurige, der das Publikum unterschätzt? Soll auf das Publikum gezeigt werden, dessen wertvolle Teile ernste Stücke wollen und Lustspiele nicht besuchen, aber jede hundertmal früher gesehene Klassikeraufführung überfüllen? Behauptet man immer noch, es wolle bloß belustigt werden? Und da man nun gewagt hat, die Fehlbeträge eines schwachen Schauspiels zu decken, warum wagt man nicht ein gutes Schauspiel? Ich bin überzeugt: es wird — man werbe es an, indem man die Operette in die zweite Reihe zurückdrängt — auch geldlichen Erfolg haben. Unser Publikum ist zur Operette erzogen worden. Erziehen wir es für das Schauspiel. Die Mühe ist nicht aussichtslos. Daß es gute Kunst verstehen kann, hat es auf musikalischem Gebiete bewiesen.

Mag auch die Operette noch bestehen bleiben müssen, um besonders den Banaler Schwaben, die den schlechten ungarischen Operetten ausgeliefert sind, deutsche Wörter vorzusingen, so richle sich doch unser Blick auf ein erstrebenswerteres Ziel. Es gilt dem einzelnen Menschen. Und so wahr weder Operette allein, noch Kunst den einfachen Mann klein oder groß zu machen vermag, so wahr helfen sie ihm zur Verflachung oder zur Vertiefung. Woher aber soll die lästige Kraft der Gesamtheit erwachsen, wenn nicht aus der Reife des Einzelnen! Kein Volk leistet Großes, dessen Teile sich nicht der Größe beugen.

Heft 1/1926, Seite 13-17

Petr

Wenn der Siebenbürger Rumäne den Ungarn oder Sachsen öffentlich beurteilt, setzt er sich in diesem demokratischen Staat keiner Gefahr aus, denn seitdem die Muttersprache des Staatsbürgers eine Verschiedenheit des Rechtsbesitzes begründet, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich, ist es so, daß die wahre Anschauung des Zahlenschwächeren an der Eitelkeit der Mehrzahl zum Verbrechen werden kann, nicht aber

selbst die beab-

achtigte Verdächtigung des Schwachen durch den Starken diesen zur Verurteilung führt.¹⁾ Deshalb ist es unmöglich einfach auszusprechen, was der Sachse von den Rumänen hält, ohne das Urteil wenigstens teilweise zu begründen.

Da ist nun vor allem eine grundsätzliche Scheidung zu treffen zwischen Rumänen aus Siebenbürgen und solchen, die über die Berge zu uns kommen. Der eingeborene Rumäne gehört zu uns wie das Land, auf dem wir fußen. Er ist nirgend verhaßt; er wuchs mit uns auf; wir sahen ihn werden, indem wir selbst wurden. Es gibt kein sächsisches Dasein, das ihn nicht kennt. Irgendwo im Jugendleben eines jeden von uns steht unverrückbar ein Gheorghe oder Vassile; und der rumänische Schafhirte ist uns eine lebendige Märchengestalt, die auf einen langen Stock gestützt über das ganze Siebenbürgen blickt, ohne daß es ein Sachse für je schädlich hielte. Auch der Bauer, dessen Landesverbundenheit uns keine Sekunde auf seine Entbehrlichkeit schließen läßt, fügt sich unserem Heimatsbild ein und erst dort, wo er wirtschaftlich im Vordringen ist, die alte Ordnung zu sprengen begehrt, wird er als Gegner betrachtet. Mag dies im Einzelfall zu bösen Auseinandersetzungen führen, so ist es ein so kleiner Teilzustand, daß er auf das Gesamturteil Einfluß zu nehmen nicht vermag. Dieses Urteil nun, ein wahrhaft gewordenes, geht dahin, daß unser Rumäne geschickt, gewitzt, intelligent, gelehrig, etwas verschlagen und gierig, als Bauer ehrlich, in der Stadt als Emporkömmling unangenehm und mitunter unehrlich ist.

Diese nebelhafte Charakteristik kann durch hundert Einzelheiten geklärt werden. So hörte ich zum Beispiel immer rühmen, mit welcher Eingabe sich rumänische Bauernjungen durch Gymnasium und Universität kämpfen bei unzureichender Kost in schlechten Quartieren. Ich selbst sah sie diesen Weg gehen. Die lebenswerte Gutmütigkeit des Volkes, die leichte Begeisterungsfähigkeit, die ins Einzelne eindringende Musikalität ihres Gefühls, der Frohsinn sind allzu bekannt, um uns einen Gedanken darüber zu entlocken. Nichts beweist das Eingewöhnte und Natürliche unserer Beziehungen zum siebenbürgischen Rumänen besser als dies: er ist uns eigentlich kein Problem. Nur in der Stadt wird er in mancher Hinsicht unerfreulich, weil er, indem er sich mit Bildung versah, Kultur verlor, was durch zweierlei erklärbar ist: durch den Mangel an eigenen Überlieferungen in den klein-

¹⁾ Zum Beispiel: Das rumänische Sez- und Saublatt gegen die Sachsen „Car-pajii“ in Kronstadt, das natürlich ein Regatter leitet.

bürgerlichen Schichten und durch die bei allen Emporkömmlingen bemerkbare Überschätzung äußerlicher Werte. An städtischen Typen sind uns scharf bewußt der Pope, der Rechtsanwalt, der Professor, der Kaufmann. Achtet man nun auf das sächsische Urteil, wird man bemerken, daß es alle diese Typen unterteilt. Es gibt die „feinen“ Rumänen und ihr Gegenteil. Die „feinen“, das heißt diejenigen, denen man ihre Stellung glaubt, sind die zu Städtern gewordenen, deren Art einfach siebenbürgische Stadtart ist, natürlich in rumänischer Ausprägung und die ist, wie oben erwähnt, kein Problem. Die anderen aber sind Leute, die stets den Eindruck hinterlassen, etwas zu wollen und dabei auch seltsame Mittel zu kennen, ihr Wollen zum Ziele zu bringen. Man empfindet sie als unangenehm, als unfertig und ungepflegt.

Als Gegensatz zu diesen dem Bauernstand entwachsenen Schichten bleiben als ebenfalls unbäuerlicher Stand Knechte, Arbeiter und kleine Händler. Sie haben Traditionen in manchen Orten und erscheinen uns im allgemeinen vom Bauer dadurch verschieden, daß sie gewisse Proletariat- und Vorstadteigentümlichkeiten angenommen und über dies vom Erbteil ihrer Rasse mehr Geschicklichkeit und Gier als Gutmütigkeit empfangen haben.

Unsere Ansichten über die Rumänen, so auf die siebenbürgische Bevölkerung bezogen, ist durch Zeit und Vergangenheit objektiviert und erlaubt beiden Teilen ein gutes Zusammensein. Seitdem wir aber die Ultrarumänen kennen, verschärft sich sowohl unser Urteil über die hiesigen als über die Rumänen überhaupt, wobei sich doch unsere gefühlsmäßige Parteinahme sehr klar für die hiesigen entscheidet.

Mit einem Wort: Der Regatter ist unbeliebt. Ich will nicht behaupten, daß sich dieser Ablehnung ein gerechtes Urteil verbindet, aber man frage welchen Sachsen immer (oder Ungarn oder auch Siebenbürger Rumänen), was er von den Regattern hält. Die Antwort wird diesen Sinn, aber in weitaus derberer Fassung enthalten. Man kann die Begründung dafür natürlich finden: die wesslerische Erziehung Siebenbürgens und die balkanische des Regats, aber das sind Erklärungen, die lange nicht so viel aussagen wie die harten Tatsachen, die jeder Siebenbürger am Schenkel her erzählt; er sagt einfach (unter tausend Feststellungen): „Wir hatten früher örtliche Selbstverwaltungen, wir hatten gute Straßen, Eisenbahnen, Richter, Beamte usw., denen wir vertrauten.“ Wer ist Anlaß zur Wandlung in diesen Dingen gewesen? „Der Regatter“ — und ist er es nicht, so ist es sein Geist, der in jeden Staatszweig eindringt.

Diesen Geist meint man, wenn man den Regatter verurteilt. Man meint nicht das altrumänische Volk, man kennt es ja nicht, weiß höchstens etwas selbstgefällig, daß es unkultivierter ist als das siebenbürgische. Aber der Geist, dieser peinliche auf Eroberung ausgesandte Geist, ist uns der Pfahl im Fleisch. In tausend Fällen äußert er sich quälend. Und bringt man die Fälle auf einen Nenner, so heißt er: „Der Regatter hat kein Rechtsempfinden.“¹⁾ Und das heißt nun wieder: „Er urteilt ohne die Dinge zu kennen. Er verlangt immer den Schein. Er erlaubt sich alles ihm Unangenehme und möchte jeden, den er nicht verstehen kann, unterjochen.“ So wird der Regatter empfunden und es bleibt ohne Einfluß, daß er höflich ist (seine Höflichkeit ist eben Regatter-Höflichkeit).

Es ist an solcher Abneigung gemessen völlig nebensächlich, was man sonst noch vom Regatter hält. Man traut ihm im allgemeinen nichts Gutes zu, was am besten der oft gehörte Satz beweist: „Er ist von drüben, aber ein anständiger Mensch“. Zweck dieses Aufsatzes ist es auch nicht, ihn und sein Wesen zu erklären. Nur eines muß noch festgestellt werden, was das Massenurteil über ihn nicht enthält: seine Ungenialität in öffentlichen Angelegenheiten. Seinen siebenbürgischen Bruder zeichnet als wahrhaft siebenbürgisches Erbteil ein lebendiges Verständnis für fremde Art aus. Ihm geht es völlig ab. Und so ist in seiner innerpolitischen Tätigkeit kein einziger großer Gesichtspunkt maßgebend; immer blikartige Erkenntnisse, die zu hurtigen Tuereien verleiten, aber keine Idee, selbst nicht in den lebenswichtigsten Angelegenheiten wie der Minderheitenfrage, der Beamtennot, der Wirtschaft, der Selbstverwaltung, der Schulfrage. Das Schema für seine Tätigkeit ist: leidenschaftliche, aber vage Absicht — eine temperamentbeherrschte, oft furchtsame Erkenntnis der Sachlage — eine mittelmäßige Folgerung, die immer das Ziel durch Außerlichkeiten (Augenauswichereien) vorwegnehmen will — eine unsachliche, häufig egoistische Tat. Hätte er eine rumänische Eigenschaft, die Gutmütigkeit nicht, die ihn zur Inkonsequenz und raschen Erschlaffung führt, das Leben unter der Herrschaft seines Geistes wäre mörderisch. So aber ist seine Gutmütigkeit indem sie zur Schwäche wird ein gottgewolltes Mittel gegen ihn selbst.

Und kehren wir, nachdem wir das allsiebenbürgische Urteil über den Regatter aufgezeichnet haben, zu dem sächsischen über die Rumänen

¹⁾ Für diese Feststellung lassen sich die besten Beweise aus der Geschichte der Zwangseinnahmen holen, diesen noch heute Siebenbürgen aufgepreßten Dragonaden.

zurück, so ist festzustellen, das wir Sachsen durch die Wirkung der Regaller auf uns beeinflusst, nicht unseren rumänischen Brüdern, aber die rumänische Stadtschicht pessimistischer beurteilen als früher. Dies empfinden auch sie als gierig nach dem, was unsere Arbeit erwartet, und neidisch unserer Kultur. Wir empfinden, das sie oft zu sehr kleinen und auch böswilligen Urteilen über uns neigen, während sie von den Regallern wie Schulbuben jede Unterweisung einstecken, deren Zeuge zu sein nicht schwer ist. Man hört es in Zügen und Gasthäusern, wie irgend ein Tartuff aus Dorohoi einem vor Respekt erbleibenden Siebenbürger Rumänen Vorträge über Rumänischsein hält. Unser Rumäne, wehrlos vor solcher Selbstüberzeugtheit und von nationalen Phrasen momentan begeistert verschließt ganz, das sich innerlich alles in ihm gegen den pfifflischen Ton sträubt. So dringt in unsere Ansicht von ihm immer mehr die Erkenntnis ein, das er zu wenig Mut zu sich selbst habe. Seine Unsicherheit ist ein Zeugnis für die seelische Befangenheit, die durchaus auf innere noch ungefaltete Werte deutet. Die regaller Selbstausplusterei dagegen scheint uns ein Zeichen ungehemmter Einbildung. Und so ist unser Urteil in den Wunsch überzuleiten, das der Siebenbürger Rumäne mehr Selbstbewußtsein habe, der Regaller mehr Würde und Tiefe — und dies kann sogar auf rumänisch-nationalem Gebiete verlangt werden. Die Feste und Paraden und all die Subeltage, die jedermann in Rumänien beweisen, das wir ein prächtiges Leben führen, erscheinen in einem wenig imponierenden Licht, wenn ein Mann, der viel für die rumänische Vereinigung tat, Pan Halippa, der in jedem anderen Land eine Art Nationalheros wäre, von einem Offizier geohrfeigt werden kann, ohne das das Volk aufsteht; oder wenn, was ich neulich in Kronstadt bei einem Studentenfest sah, spät nachts auf einem mitten in der Gasse aufgestellten Roulettetisch die Staatsfahne geslaggt ist, ohne das jemand dagegen einschreitet. Ist ein Wunder, das der Nationalismus auf dem Roulettetisch einem die Spieler in unschönen Farben malt? Aber was ist da anderes zu sagen, als das es eben hierzulande zu viele Spieler gibt.

Kepf 10/1927, Seite 384-388 ← Oetir

Durch N. Jorga hat mein Aufsatz „Was die Siebenbürger Sachsen von den Rumänen halten“ im „Neamul Rumänesc“ am 25. Oktober eine Ablehnung erfahren.

N. Jorga betrachtet meine Ausführungen als persönliche Urteile über die Rumänen, wobei er annimmt, ich wolle eine moralische Minderwertigkeit aller Alt-rumänen feststellen. Da auch dem Aufsatz über das allgemeine Urteil der Rumänen über die Sachsen, den Lemeny im Allingfor veröffentlichte, in der Bistritzer Zeitung eine ähnliche Zurückweisung wurde, möchte ich betonen, was in meinem Aufsatz übrigens schon ausdrücklich ausgesprochen worden war, das in beiden Artikeln eine landläufige Ansicht zur Äußerung gelangte, die keine objektive Richtigkeit beansprucht. Doch gründet sich natürlich auch eine solche Ansicht auf Erfahrungen. Unsere wenig günstige Meinung über den Rumänen des Altreichs ist beeinflusst durch die nach Siebenbürgen verfehlten Beamten, während die Rumänen, die eine moralische Leichtfertigkeit unserer Jugend feststellen wollen, die größere Freiheit, in der bei uns Mädchen und Knaben aufwachsen, nach den Wirkungen zu beurteilen geneigt sind, die bei solcher Erziehung durch das lebhaftere Blut ihrer Jugend leicht eintreten würden, bei uns aber, einem schwerfälligeren Geschlecht, kaum zu befürchten sind.

Warum aber die landläufigen Ansichten unserer Nationalitäten über einander mitgeteilt wurden, wird klar daraus, das eine Lösung von Gegensätzen nur möglich ist bei ihrer Kenntnisnahme. Um so bedauerlicher ist es, das das Urteil der Ungarn über die Rumänen nicht wiedergegeben werden kann, weil sich kein Verfasser für einen solchen Aufsatz finden ließ.

Kepf 12/1926, Seite 494

Siebenbürgisch-deutsche Presse

~~Von Heinrich Zittich~~

Die Unzufriedenheit mit unserer Presse richtet sich naturgemäß in erster Linie gegen die zwei größten Blätter, von denen die kleinen Zeitungen in allen Hauptfragen bestimmt werden. Ein Oppositionsblatt besitzen wir nicht. Die „Kronstädter Zeitung“ ist im politischen Teil, der allen Blättern als noch wichtigster das Gesicht gibt, eines Sinnes mit dem führenden, dem „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“, so daß die Beurteilung einer Zeitung im allgemeinen auch die andere trifft. Beide Blätter sind Eigentum von Aktiengesellschaften, die ohne wirtschaftliche Zwecke gleichsam als Beauftragte des Gesamtvolkes handeln; damit erscheint nach außen die ideale Einstellung der Zeitung deutlicher als es bei dem Blatte eines Einzelnen wäre, gleichzeitig aber auch eine Schwerfälligkeit, die ihr Lebendigkeit rauben kann und, wie es heute Tatsache geworden ist, eine notwendige Opposition verhindert.

Es muß dies vorweg zur Erfassung der Stellung eines Redakteurs bei uns gesagt werden. Er scheint freier zu sein als der Leiter eines Privatblattes, ist es aber durchaus nicht. Die Organisation, die ihn beaufsichtigt, tritt mit dem vollen Bewußtsein, des Volkes willen da zu sein, vor ihn hin, wenngleich sie vielleicht schon längst verkalkt ist; nicht alle ihre Vertreter haben Verständnis für ihn, der sie eine Art Geschäftskorrespondent der Nation dünken mag, jederzeit zum Schreiben darüber verpflichtet, was gerade ihnen des Tages am Herzen liegt. Daß Redaktion Führung bedeutet und nicht Schreiben von Aufsätzen, mag auch dem Leser unklar sein. In unseren Verhältnissen gilt das Handwerkermaß: Fleißig ist der, den man arbeiten sieht. So sehen

wir, daß unsere Redakteure wöchentlich vier oder gar fünf Zeitartikel verfertigen. Wer aber die Hemmungen kennt, die produktiv-geistiger Arbeit entgegenstehen, weiß, daß diese Redakteure, wenn sie etwas im Kopf haben, völlig ausgepumpt sein müssen und der Redaktion des Blattes nicht mehr gewachsen sein können. Oder aber sie schreiben leicht, dann wird der Text den Wehen entsprechen und die Redaktion erst recht. In beiden Fällen leidet das Blatt.

Betrachten wir nun die oben veröffentlichten Urteile über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“, so springt in die Augen, daß all das, was bei uns den vorwiegenden Stoff für den Zeitartikel liefert, im allgemeinen als gut behandelt angesehen wird: die Politik, die Fragen völkischer Abwehr und Organisation. Damit ist gemeint: daß das Gegenständliche dieser Gebiete zur rechten Darstellung gelangt, nicht aber, daß der Gesamtstandpunkt und die Auschau gut sind. Die Einwürfe sind hier: Verkennung der zentralen Lage unserer Presse in einem größeren Land, provinzielle Einstellung zu reichsdeutschen Problemen, falsche und auch sachlich nicht einwandfreie Betrachtung der Innenpolitik. Hinzugefügt muß werden: Vernachlässigung sozialer Fragen. Der wesentliche Einwand, dem die übrigen bloß zur Illustration dienen, ist aber: daß der politische Teil zu häufig anlaßgetrieben ist, genau wie der Zeitartikel, und dies wieder vor allem in Fragen der inneren Politik.

Es genügt nicht Stellung zu nehmen, wenn es nützt: sondern Stellung zu haben, wenn es nötig ist. Die Weltpolitik, über die uns sachliche Aufsätze oft geboten werden, muß auch in ihrer Beziehung auf uns beleuchtet sein; nicht aus den Ressentimentgefühlen der verdrängten Minderheit dürfen die inneren Verhältnisse betrachtet werden, sondern aus der ein für allemal klar aufgestellten Forderung, an ihnen mitzuarbeiten. Wir haben zu geben, nicht bloß zu verteidigen; wir sind es wert, deshalb brauchen wir etwas und deshalb sind wir an allem teilhaft, nicht bloß an unserer Schule, ebensogut an der neuen Uniformierung der Fliegertruppe oder der Eisenbahnpolitik. Der Mut, den unsere politischen Schreiber bei der Verteidigung unserer Stellung aufbieten, hat mehr zu fordern: den Rock, nicht nur das Hemd. Wir müssen mit einem Wort: staatsbewußter werden. Dies eröffnet eine Weite sondergleichen für den politischen Pressedienst, die wir ausfüllen müssen, denn sie ist reale Wirklichkeit. Erst bei solcher Ausweitung kann unsere eigenste Position als Deutsche und Siebenbürger, der der Bauer und Händler des Volkes schon längst entsprechen, auch geistig

bezogen werden. Die Presse hat hier den Tatsachen nur nachzufolgen. Wir haben bisher die Kinderstuben unserer Art verteidigt, aber daß wir ein Haus besitzen und einen siebenbürgischen Hof, an dem auch ein rumänisches und ungarisches Gebäude stehen, daß dieser Hof einem Weiler nicht als schlechtester Grund angehört, nimmt uns in Pflicht, unser Haus allein, den Hof mit den beiden andere Wirten gemeinsam zu bestellen, aber entkleidet uns doch nicht des Rechts, auch den Weiler mitzuregulieren, und zwar nicht nach dem idiotischen Maß unseres Bevölkerungsanteils, sondern nach unserer Schaffenskraft.

Dieser Wirklichkeit zu dienen erfordert, daß unsere Zeitungen den politischen Teil nicht mehr als wichtigsten ansehen. Solange in uns das durch die Minderheitennot in Rumänien bewirkte Gefühl vorherrscht, nur zur Verteidigung fähig zu sein, ist der politische Teil der wichtigste; ist aber der Gesichtspunkt maßgebend, daß wir vor Gott das sind in diesem Lande, was uns die Rumänen so gerne nehmen, nämlich gleichwert ihnen an äußerem Recht (an Kultur aber nach unserem Schaffen überlegen oder nicht), gilt es nicht mehr bloß zu organisieren, sondern zu erziehen und das mag nun ein Ganzkluger auch Politik nennen. Damit unterstellt sich die Presse einer Idee, wo bisher Taktik herrschte, und so erst kann sie den Vorteil ausnützen, der ihr vor den übrigen Blättern des Landes, weil sich diese keiner Wortsprache bedienen, für das Ausland zusteht: Als Wortführerin der hiesigen Deutschen auch Nachrichtenträgerin für Rumänien zu sein. Aber dies ist sie bloß dann, wenn sie nicht nur sächsisch, sondern auch rumänisch im Sinne des Staates ist. Sie ist schon heute den führenden Boulevardblättern moralisch überlegen, sie muß es auch ethisch sein. Moral wird zur Ethik an der Idee. Und unsere Idee ist hier gekennzeichnet an der lebendigen Erfassung der Worte: Deutsch-siebenbürgisch-staatsrumänisch.

Aber dazu — und besonders zur tiefen Erfassung der beiden ersten Worte, die nicht dem Verstand oder den Verhältnissen, sondern der Geburt ihre Wirklichkeit verdanken — bedarf es der Volkserziehung.

So wie das Leben sich nicht in einem seiner Teile erschöpft, der etwa Politik heißt, sondern ein Ganzes ist, dem Politik und Kunst nur als Ausdrucksformen angehören, so genügt es nicht bei einer Zeitung, wenn der volkswirtschaftliche Teil gut ist oder der künstlerische. Die Zeitung muß gut sein. Die Idee macht höchstens — man kann über den Teufelschwanz, der hier hineinwedelt, lachen — am Inseratenteil halt. Natürlich besagt dies nicht, daß über die Einzelglieder kein Bescheid mehr nur eingeholt werden darf.

Erziehung ist die Aufgabe. Sehen wir an, was uns da heute geboten wird: Aufklärung über Volksschäden, Trunksucht, Trachten, Geburtenrückgang, oder endlose Aufsätze über Deutschtum und Volk. Das ist alles notwendig auch weiterhin, obgleich gerade in diesen Teilfragen eine objektive Redaktion am Platze wäre (und nicht wie in Kronstadt und Schäßburg eine guttemplerische, die aus jeder Schreckensnachricht ihr Fazit zieht). Wichtig allein ist aber ein bewußter Blick für das wahrhaft Notwendige. Auch hier wird nicht eine Reihe von Aufsätzen Erfolg ernten. Der Erziehung gibt der Erzieher Wert. Und blicken wir nun um nach der eingangs aufgezeigten Idee der Deutschtum in Siebenbürgen, so faßt uns doppelt der Sinn der Forderung da an, wo sie sich der verstandesmäßigen Zerkleinerung entzieht. Was deutsch ist, kann erfüllt werden, aber es kann nicht erklärt erscheinen, wo es zum Worte führt. Wir sprechen höchstens darüber, wir sprechen es nicht aus, aber wir müssen aus ihm sprechen. Und da stellt sich auch die ganze Schwere des redaktionellen Berufs vor uns, die ihn als geistige Berufung erkennen läßt.

Ein Redakteur, so verpflichtet, wird zu allererst davon zu trinken suchen, was heute in Deutschland aus unzähligen Quellen an neuem Geist, auch dort noch weit verkannt, sprudelt. Ich bin mir der Härte bewußt, wenn ich hinzufüge: unsere führenden Männer, soweit sie an Jahren nicht mehr jung sind (jajwohl: an Jahren jung) werden dazu unfähig sein. Hier teilen sich die Generationen, die ältere, deren Ideale der Weltkrieg zerschlug; die junge, die erst im Kriege die Welt schauen lernte. Man tue mich hier nicht von Bürgerschaft damit ab, daß ich vermutlich Pazifist oder Sozialist wäre; ich bin es tausendmal weniger als sie, die solchen Parteien erst ein Recht geben, indem sie Bürger sind. — Nein, der Geist, der nötig wird, legt sich auf soziale Fragen nicht fest, deshalb kann er auch über diese handeln, niemals aber wird er mit dem Geist des heutigen Bürgertums handeln.

Wie aber soll eine solche das Wesen des Deutschen wieder tief erfassende Bestimmtheit durch die Presse wirken? — Eine Änderung der Zeitungstechnik wird dazu nötig.

Wie werden Zeitungen gelesen?

Es lesen alle ständigen Leser die lokalen Mitteilungen, weniger die Nachrichten aus aller Welt, noch weniger die Telegramme, das Feuilleton kaum ein Viertel, den Volkswirtschaftsteil die größeren Kaufleute und Gewerbetreibenden, den Leitartikel die wenigsten. Daraus zeigt sich schon der Weg und ihn zeigen auch die oben mitgeteilten

Urteile: Kritik-, Kunst- und Nachrichtenteil müssen lebendiger werden. Sie müssen der Volkserziehung dienen. Nur die Telegramme und manche Nachrichten sind nackte Feststellungen, an deren Übermittlung die Forderung zu stellen ist, daß sie rasch und zuverlässig arbeite. Wie das geleistet wird, ist keine Frage der Schriftleitung, sondern der Organisation, die bei uns besser sein könnte. Nicht das Zuge- tragene ist der Veröffentlichung wert, auch die Eitelkeitsberichte aus den Dörfern nicht. Wertvoll ist dasjenige, was zu bilden vermag in des Wortes doppelter Bedeutung, im zivilisatorischen und im deutschen geistigen Sinn. Da wird der Redakteur vielleicht tausend nebensächliche Vorfälle verschweigen, über ein Ereignis aber zehnmal berichten und selbst dazu schreiben. Da wird der Kunstredakteur — was ist er anders als ein Nachrichtenträger aus dem innerlichen Leben! — von Zeit zu Zeit zusammenfassende Berichte über alles geistige Geschehen des In- und Auslandes, über Kunst, Wissenschaft und Literatur bringen. (Der Durchschnittsbürger bei uns ist geradezu aufreizend ungebildet und uninteressiert, an diesen Dingen, weil sein Interesse nicht geweckt wird.) Da wird der Kunstkritiker seiner bei uns so schweren Aufgabe, dem Vereinsdilettantismus und den Künstlern gerecht zu werden, nur entsprechen können, wenn er beim ersten den Zweck als Maßstab der Beurteilung, beim zweiten die Leistung nimmt, bei beiden aber nur das Wahrhafte. Die Vereinsaufführungen dienen der Unterhaltung, der Künstler dem Sinn. Wo aber der Dilettantismus über sich hinauswächst, da muß er sich die strengste Wertung, wenn auch die größte Unterstützung gefallen lassen. — So wie in der Kritik und Berichterstattung nur das Wahrhafte der Verbreitung und Bejahung wert ist und erst in zweiter Linie die Leistung*, so auch in den literarischen Beiträgen. Originalbeiträge sind keine Notwendigkeit, am wenigsten die Ergüsse unserer schreibseligen Empfindsamen. Die deutsche und sonstige Literatur gibt eine Unmenge Stoff zur Auswahl guten und zeitungsgemäßen Nachdrucks.

Zeitung ist keine Zeitschrift, sie ist ein ins Volk eindringender Sprecher, der täglich wiederkehrt, deshalb nur kurz verweilen darf und einfach reden muß. Unsere Zeitartikel sind zu lang. An ihre Stelle müssen täglich mehrere kurze Aufsätze treten, die verschiedene Themen behandeln, die uns angehen, in einem Stil geschrieben, der sofort ohne Umschweif das Wesentliche packt. Nun fordere man vom Redakteur nicht, daß er fortan täglich drei Aufsätze schreibe, denn dann

* Siehe hierzu „Ostland“ Mai, 1926, Seite 212 ff., Aufsatz von Dr. Konrad Müßbacher.

wird unsere Presse in kurzem überall so schlecht sein wie der Kunstteil des „S.-D. Tageblatts“. Er führe und suche sich Mitarbeiter; er schreibe lieber Briefe an diese als zuoft ins Blatt. Wir haben eine Reihe von Männern, die als Mitarbeiter für unsere Zeitungen geeignet sind. Diese für ein Gebiet zu werben, das sie beherrschen, ist sicherlich nicht leicht, weil kaum einer die Bedeutung unserer Presse voll erfaßt und von deren Ausgestaltung wenig entzückt ist. Aber es muß geschehen, wenn unsere Redakteure wirklich führen sollen, deren Zahl unbedingt vergrößert werden muß.*

Aber die redaktionelle Führung und derer Abelsstände ließe sich noch manches sagen, das übrigens in den Urteilen über das „S.-D. Tageblatt“ zum Teil schon ausgesprochen wurde; wesentlich ist, was diesem Aufsatz zu Grunde liegt: daß aus jeder Zeile unserer Presse das Positive, Lebenerhöhende und -kräftigende hinausdringe: der Geist, dessen Willen wir hier im Lande zu sein seit Jahrhunderten das Recht haben. Aber dieser Geist ist wie das Leben, wachsend aus dem einst schicksalgeschaffenen Kern. Suchen wir nicht wie bisher die Schale allein zu behalten, sonst klagen wir uns einen Kern vor, der solchen Illusionen gleicht, die ein wilhelminisches Deutschland entgeistigt haben. Suchen wir die Verankerung dort, wo sie immer war, im Inneren, da wird uns das Reale erst untertan in seiner ganzen auf uns bezogenen Eindeutigkeit.

* Daß z. B. das „S.-D. Tageblatt“ einen Kunstredakteur hat, ist unhaltbar. Gerade diese Zeitung, die in Ton und Umfang als mater saxonum transsylvanorum auftritt, hat ihre Pflicht zur Betrachtung sächsischer Kulturbewegungen, die sich vor ihrer Nase abspielen, seit Jahren in übelster Weise vernachlässigt. Erst in aller-
lehter Zeit findet sich eine Besserung an.

Ref 9/1926, Seite 362-367

Das Sieb.=Deutsche Tageblatt und wir

~~Von Heinrich Jittich~~

Der Hauptschriftleiter des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts Hermann Plattner hat in einem längeren Aufsatz*) auf unsere Urteile über seine Zeitung nicht geantwortet, sondern sich auf jene Plattform zurückgezogen, die seine Leser allzeit verstehen. Nach außen muß eine Zeitung tun, als sei sie zu ihrem eigenen Staunen so gut, daß es ihr beinahe peinlich ist, woraus dann das für Schriftleiter und Leser angenehme Gefühl entspringt, der gemeinsamen Güte gewiß jeden Einwurf böswillig nennen zu können und die umstrittene Sache selbst übersehen zu dürfen. Dort aber, wo die eigene Unzulänglichkeit gar zu offen liegt, erklärt man sie mit einem Scheingrund, am besten mit Geldmangel. Und dies wieder versteht jeder, wenngleich er kaum einsehen wird, daß ein Tischler, dessen Erzeugnisse schlecht sind, sich damit ausreden darf, er würde bessere Stühle liefern, wenn die Werkstatt größer wäre.

Bei keiner Aufgabe, die dem Klingsor gestellt ist, haben wir in so strengem Maße durch Wort und Ton nur der Sache zu dienen gesucht wie hier, wo es einem der ärgsten Schäden gilt. Es wäre leicht gewesen, an den Entgleisungen des Tageblatts seine Redaktion lächerlich zu machen. Damit aber ist ihr nicht zu helfen! Wichtig ist uns der Weg, den sie betreten soll, nicht jener, der hinter ihr liegt. So hätten wir uns, eine Person anzugreifen, der das Tageblatt unterworfen ist. Wer aber von uns konnte voraussehen, daß schon das Ziel einer offenen Kritik, so fern jeder Verdächtigung, von denen nicht ersaßt werden konnte, auf die es gerichtet ist. Plattner fragt immer wieder, was wir eigentlich bezweckten. Und die Antwort gibt er sich selbst, wenn er, der uns sachlich zu erwidern behauptet, nicht bloß Abergelblichkeit, Dünkel, Gehässigkeit als unsere Beweggründe feststellen will, sondern auch bedauert, manche Äußerung auf die Rundfrage nicht in „besserer Gesellschaft“ sehen zu dürfen, und uns die ehrliche Arbeit anwünscht, die sein Blatt leistet. Uns fiel es nicht ein, an der ehrlichen Arbeit seiner Zeitung zu zweifeln, wenngleich sie uns stümperhaft erscheint, auch wären wir zu jener anderen Erklärung Plattners nicht fähig, die dem Altweibergeschwätz zuliebe die Stellungnahmen Reizners und die von Dr. Jekelius damit zu erfassen sucht, daß diese Herren, „die Ecke der Bekränkten“, bloß deshalb mit dem Tageblatt nicht unverstanden sind, weil sie seiner Redaktion nicht mehr angehören. Was des weiteren gegen mich

*) „Eine Rundfrage und ihr Ergebnis.“ Sieb.=Deutsches Tageblatt vom 10. Okt.

persönlich vorgebracht wird, liegt auf derselben Ebene, über die hinwegzublicken meine angenehme Pflicht ist.

Nicht aber kann, nachdem mit diesen Ziffern der Geist des Aufsatzes vorgelegt ist, darüber hinweggesehen werden, was er wirklich zu sagen vorgehen hat. Denn hier geht es um die Sache.

Im Wesen jeder Ruffage liegt es, daß auch widersprechende Antworten einlaufen. Sicher mit ihnen aber lösen sich mehrere Urteile und Forderungen aus unseren Äußerungen:

1. Wir stellten fest, daß der Nachrichtenteil schlecht ist.
2. Wir stellten fest, daß der Kunstteil schlecht ist. — Plattner sagt dazu, wir möchten doch keine offenen Türen einrennen, denn das Tageblatt wolle schon seit geraumer Zeit einen Nachrichten- und Feuilletonredakteur anstellen; es fehle ihm bloß an Geld. — Dies ist keine Rechtfertigung! Es erklärt nicht, warum Schauer- nachrichten gedruckt werden. Wer sie heute sammelt, ist dafür verantwortlich. Es erklärt nicht, weshalb das Feuilleton schlecht ist. Wer es heute zusammenstellt, soll lieber nichts tun als solche Arbeit.
3. Wir sagten, es seien eine Reihe sächsischer Neuerscheinungen und Bestrebungen nicht besprochen worden. — Plattner schweigt dazu.
4. Wir sagten, die Kunstkritik genüge nicht und sei rein lokal eingestellt. — Plattner schweigt dazu.
5. Wir sagten, die wissenschaftliche Berichterstattung genügt nicht. — Plattner schweigt.
6. Wir sagten, daß wir oft Berichte über rumänische Inlandsereignisse, Zustände und Bestrebungen geistiger Art, über die Lebensverhältnisse der Ungarn und Rumänen des Landes vermissen. — Plattner schweigt.
7. Wir sagten, es fehle die Aufklärung über soziale Fragen. — Plattner schweigt.
8. Wir sagten — und dies berührt die politische Redaktion — die Einstellung zu innerpolitischen Fragen kranke an provinzieller Enge, verkenne unsere Lage in der Mitte des Staats, sei zu sehr anlaßgetrieben und habe keinen großen Gesichtspunkt. — Zu alledem schweigt Plattner.
9. Wir sagten, die Idee der Erziehung des Volkes zur besseren Wahrnehmung seiner geistigen Aufgaben, die von den äußerlichen nicht zu trennen sind, müsse die Politik durchdringen. — Plattner antwortet, das Tageblatt sei ein politisches Blatt, man müsse sich

damit abfinden. Er erkennt also nicht, welche Erziehung wir meinen.

10. Wir machten mehrere Vorschläge zur äußeren Redaktion und zur besseren Einwirkung auf den Leser. — Plattner antwortet: „Es gibt sicherlich kaum eine deutschsprachige Zeitung, die so lückenlos von allen Ständen eines Volkes gelesen wird und es gibt kaum eine, die so von jedem Leser von Anfang bis zu Ende gelesen wird“.

Alle zehn Punkte behandeln redaktionelle Fragen, auf keine gibt Plattner eine bemerkenswerte Antwort außer jener zum Schmunzeln anregenden: daß der Schnittpunkt dieser Urteile just auf der „richtigen mittleren Linie“ liege, die unter den gegebenen Möglichkeiten das Tageblatt einhalte. Die Möglichkeiten seines Blattes, dessen Begrenzung durch die Verhältnisse niemand leugnet und das durch Anstellung von mehreren Redakteuren sicherlich erweitert werden kann, sind ihm nicht die Fähigkeiten seiner Redaktion, sondern der Geldmangel. *) Diese Flucht vor den Tatsachen in eine scheinbar plausible Erklärung zeigt, daß Plattner wirklich nicht weiß, was wir wollen. Wir sagen klipp und klar, die Leitung des Tageblattes genügt in vielem nicht, und stellen fest, was sie tun muß, um zu genügen. Daß manche Schäden wie das Feuilleton gründlich nur dann beseitigt werden können, wenn ein dafür geeigneter Schriftleiter angestellt wird, ist eine Einsenweise, hat aber nichts damit zu tun, daß Feuilleton, Kritik und Nachrichten in solchem Maße ungenügend und willkürlich geleitet sind. Wer ist dafür verantwortlich? — Hermann Plattner.

Mit der Schwere der Aufgabe darf sich nicht entschuldigen, wer sie übernommen hat.

Die Aufgabe liegt auf geistigem Gebiete. Wird ihre Lösung von der finanziellen Kraft des Blattes abhängig gemacht und nicht von den Begabungen, die ihm dienen, so bleibt, selbst wenn Geld in Fülle vorhanden wäre (und es ist genug vorhanden), das „Fortwurseln“ die Devise der Zeitung. Es kommt durchaus nicht darauf an, etwas zu tun, sondern es ist das Wie und das Was dieses Blattes, dem nicht zugestimmt werden kann. Nicht weil sie manche Gebiete unberücksichtigt läßt, genügt die Zeitung nicht, sondern weil sie so ist, wie sie

*) Der durchaus nicht so arg und nicht verhindert hat, daß das Tageblatt gleich nach Veröffentlichung unserer Rundfrage einen Nachrichtenredakteur angestellt hat und einen Kunstredakteur sucht.

heute eben ist. Was da Zahlen und Pläne entschuldigen sollen, wird keinem halbwegs logisch Denkenden einleuchten.

Daß sie aber gut werde, wollen wir. Deshalb machten wir die große Öffentlichkeit auf unsere Rundfrage durch Zettel und Plakate aufmerksam und zwangen dadurch das Tageblatt, das monatelang eine so scharfe Kritik wie die von Otto Folberth schweigend zu ertragen vermochte, sich endlich zu bekennen. Dies war Absicht, mußte so geschehen und ist gar nicht geschmacklos, wie Plattner, ein Redakteur *l'art pour l'art*, meint. Wir wußten es: nicht unsere Einwände, nur das Aufsehen, das sie verursachen, bringt das Tageblatt zur Äußerung. Nun haben wir sie und wieder so, wie wir es erwarteten, nicht als redaktionellen Rechenschaftsbericht, sondern als nichtbelegte Wirtschaftsbilanz.

Und dies wieder ist gut. Der reine Tisch ist gemacht, auf dem un-
widerlegt seit Monaten schon unsere Einwände liegen.

Es wäre leichtfertig, wollte man nicht nach den Gründen eines solchen Verhaltens suchen. Plattner zum Ärger — als letzte Gegen-
quelle offenbart sich der Unterschied zwischen der führenden und der nachfolgenden Generation auch hier, womit allerdings nicht etwa der Ton seines Aufsatzes jener zur Last gelegt sei. Ihm, wie den meisten Alten, geht das Gefühl dafür ab, daß es mit Taktik um unser Volk nicht getan ist; die politische Volksverteidigung, die unsere Presse betreibt, ist eine Verteidigung, der Not folgsam, ohne Idee und bloß auf die Erhaltung der schon ererbten Güter gerichtet. So auf das Zunächstliegende allein eingestellt, hält sich das Tageblatt für ein scharfes Schwert; wir aber zählen die Scharten, durch die der Tag der Neuzeit wie durch Sägezähne glänzt.

Wenn wir mehr als nur bestehen wollen, brauchen wir eine Idee, gegeben durch die Aufgabe, die uns hierlands überantwortet ist als denen, die den geistigen Inhalt Stehenbürgens am tiefsten mitgeschaffen haben. Wir sind Kolonisten und nicht pensionierte Nutznießer unserer Vorfahren. Dies ist die Idee in ihrer deutschen Bedingtheit, Stehenbürgischen Färbung und staatlichen Bedeutung. Und wenn gegen eine solche Idee, deren Verfehltheit mir einer nachweisen möge, noch jemand einwirft, das Volk brauche sie nicht, sondern eine politische Redaktion, brauche die Erziehung dazu nicht und nur eine faktische Verteidigung, so gebe er für seinen Teil der Politik, wie er sie versteht, den Vorrang. Aber er wisse auch, daß er, sofern in unserem Volk noch Leben ist, bald zum alten Eisen gehören wird, noch ehe er erkannt hat, daß

Politik und Erziehung eins sein muß. Eine Idee durchdringt, wenn sie es ist, alle Gebiete und zerteilt sich nicht in Einzelressorts für laufende Arbeit.

Worum wir kämpfen? Um die Einheit von Idee und Tat. Das heißt für die Zeitung: um einen Schriftleiter.

"Idee und Erfahrung werden nie in der Mitte zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat" und "jede Tugend übt Gewalt aus, wie jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyranisch wirkt". In diesen Worten Goethes liegt auch begründet, weshalb unsere Forderung so hart und schonungslos erscheint. Nicht was das Publikum verlangt, sondern wohin es geführt werden muß, ist die Aufgabe!

ikgs

Heft 11/126, Seite 448-449 ← Petri

1926

Die Jugendbundtagung in Heltau (26.—29. Juni)

Von Heinrich Jüttich

Über Jugendbewegung haben wir ~~in dieser Zeitschrift~~ schon oft¹⁾ gesprochen. Zuletzt wies Dr. P. Honigsheim²⁾ nach, daß das Ziel der deutschen Jugendbewegung auf die Schaffung einer der heutigen entgegengesetzten Gesellschaftsform innerlicher, unegoistischer Menschverbundenheit, einer wahren Gemeinschaft gerichtet gewesen sei. An diesem Traum ist ~~die Jugendbewegung~~ in Deutschland zerbrochen. Was übrig blieb, wandelt die Wege einer meist von Unjugendlichen geführten Jugendfürsorge, die bei uns dem „Siebenbürgisch-deutschen Jugendbund“ zur Aufgabe³⁾ wurde.

Jener ersten Jugendbewegung Ziel aber wäre sinnlos gewesen, wenn der Drang zur Gemeinschaft sich nur auf die Schaffung von äußeren Formen gerichtet hätte. Die Bewegung wäre damit schon eingangs auf den heutigen Weg getreten. Anlaß und durch die Generation der Kriegsteilnehmer besonders befeuerter Grund war vielmehr die Sehnsucht nach innerer Gebundenheit, die erst einer Gemeinschaft Inhalt zu geben vermag. Jene Sehnsucht suchte nichts Greifbares, sondern Ergriffensein, Religion. Und wenn nun mit der Verflachung der Jugendbewegung deren Organisation maßgebend wurde, so blieb — dank jenes ersten Jugendimpulses — doch auf viel weitere Kreise wachsend ausgebreitet die einmal empfundene Sehnsucht bestehen. Der Jugendtrieb wurde zur geistigen Frage derer, die zwischen 1910 und der Gegenwart ins Mannesalter traten, wurde Sehnsucht zum Absoluten, zur religiösen Bindung für die, die der europäischen Krise keine äußerliche Nachfreude entgegenstellen können wie die älteren Generationen, die am Materialismus des vorigen Jahrhunderts bis ~~in die Jetztzeit hinein~~ nicht nur tätig beteiligt waren, sondern ihn ^{jetzt} als Erfolg noch heute erleben. Damit hatte sich aber die Fragestellung, die ursprünglich notgedrungen die der Jüngsten war, zum Problem für die Männergeneration Europas ausgeweitet und wurde vermannlicht, wurde zum Wort und Gedanken.

Es wäre eine lächerliche Überschätzung der Jugend, ^{den} ~~die~~ in Blünden, ~~gelehrt~~ ist, verlangte man von ihr das erlösende Wort. Es ist ^{zu} ~~recht~~ ^{... Voller} dieser Jüngsten, wortlos empfindend und gedankenfrei erlebend ~~zu sein~~. Was Jugend ~~in diesen Jahren~~ zu geben vermag, ist ~~nur~~ ein ungefüger Ausdruck ihres Instinktes, der das Kommende fühlt und ersehnt — nichts weiter. Jugend ist Brücke zur Reife. Die Ufer sind des Mannes.

So ist es tief im Wesen der Gegenwartskrise begründet, daß die wahrhaften Regungen, die lebendige Not und Sehnsucht der Zeit auf dem Jugendtag in Heltau nicht durch die Jugendbundzöglinge laut wurden, auch nicht durch Vertreter der Organisationen, sondern ausnahmslos durch Männer, die im Kriege ihre maßgebenden Eindrücke empfangen hatten. Dabei ~~waren~~ ^{sich} diese Äußerungen nicht gegen ~~die Jugend~~ ^{nicht} gerichtet, der doch die meisten dieser Männer an Jahren ohne weiteres zugeleitet werden können; aber die Jugend unter zwanzig hätte bloß einer Ahnung Ausdruck zu geben vermocht, während sich hier schon Wissen und Erleben äußerte. Noch eines berechtigt diese 25 bis 35jährigen zum führenden Wort, das größere Erlebnis der

Zeit im Kriege. Im Grunde durch nichts von den Problemen der Gegenwart verschieden, nur im Ausbruch krasser, sichtbarer und an Leib und Seele fühlbarer waren ihnen die Jahre 1914—1919 eine bessere Schule als den ganz Jungen deren behülte Jahresfünfte.

Wenn also diese Männer vor und um 30 aussprachen, was not tat, so sprach auch die erste Jugend aus ihnen, allerdings klarer, als sie es selbst vermocht hätte. Wogegen ~~aber~~ gesprochen wurde, im schärfsten Gegensatz, war der andere Teil der heutigen Menschheit, der religiös nicht berührte, der sich ungefähr mit denen deckt, die schon vor 1910 innere Ruhe fanden. Uns ist aber die Bescheidung auf das Sichtbare zur Qual geworden. Mag das Bewußtsein, den göttlichen Inhalt schon lange verloren zu haben, auch den Alten nicht fehlen, so haben sie doch bis heute in Kirche und Staat das Gegenteil dessen, ~~was sie taten~~, durch leeren Formengehorsam betrieben. Sie ^{-davor} empfinden den Widerspruch nicht, weil sie den Verlust nicht lebendig, sondern bloß gedanklich erfassen. So kam es auf dieser Tagung, daß wir staunend hörten, wie ältere Herren statt der wirklichen deutschen Not zu gedenken, die deutschen Eichen rüttelten und den Blätterregen trocken und raschelnd auf die Erde niedergehen ließen, auf der wir, die jenen wie Wolkengucker anmuten, zweibeiniger stehen als sie. Erheitert vernahmen wir, die doch nationales Werk leidhaft mit Waffe und Blut getan hatten, wie Besorgnis um uns in denen hochquoll, die niemals so stark dem Volksschicksal verbunden waren, daß sie dafür jahrelang sterbensbereit sein mußten.

Aber das Intermezzo war kurz. In überstürzter, formloser Weise brach in vielen Reden hervor, was in den vorgestellten Zeilen als Gegenwartssehnsucht aufgezeigt wurde. Zum erstenmal, meines Wissens, stand unsere durch Schicksal gewordene Herzenssache und Selbstanklage vor größter Öffentlichkeit ungewollt und plötzlich. Stand da vor dem praktischen Ziel der Tagung, das keineswegs gering bewertet sei, sondern nur richtig als zweitrangiges und menschlich-lösbares Problem.

Hätten wir, dieses Häuflein von zehn Leuten, die Aussprache, die vor allem ein Bekenntnis war, herbeiführen wollen, wir wären an der Formung geklebt wie Bienen am Blütenhonig und hätten nicht mehr als diese davongetragen. Daß es ungerufen zum Wort wurde, verlieh der Tagung jähren Wert und leitete über zum Abschluß, der auf geistigem Gebiete in der Montagabendstunde durch die umfassende Rede Konrad Möckels gegeben war.

Was aber ist nun der Erfolg dieser Tagung, soweit wir von einigen erfreulichen praktischen Resultaten absehen, die im wesentlichen einen strafferen Zusammenschluß der deutschen Jugendbünde im Gesamtlande herbeiführen und ellihe Wohlfahrtseinrichtungen schaffen?

Es traten in Seltau Vertreter der verschiedenen Richtungen zusammen: Abgesandte der Bruder- und Schwesternschaften, Mittelschuljugend, Wandervögel und Antisemiten, Guttempler und Mitglieder von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, bildungsbegeisterte Töchter dörrlicher Fortbildungsschulen und Gemeinderevoluzzier, Pfarrer aller Schattierungen, Rassenchemiker und natürlich Frauen der Volkswohltätigkeit. All diese Erscheinungen, die im ersten Sichten oft erheiternd und erschreckend wirkten, verblaßten, wenn man hinaus trat aus der Seltauer Kirche, die niemals so viel ungöttliches Zeug gehört haben mag (wie z. B. in der Rede des Dr. Siegmund) und den ersten Bauer auf seinem Gefährt wie das leibhaftige Leben durch die Dorf-gasse fahren sah. In diesem Bild des Lebens, dem Bauer, der an der Kirche vorbeifuhr, blieb zu erkennen, daß jede Bewegung, die nicht aus dem Inneren des Menschen emporwächst, sondern dessen Einzeltun doktern will, im Sande weilersickert. Der Schreck, daß solche Teileinstellung jemals allmächtig werde, schwand und so hielt auch die Wirkung jener „Verkappelt Religiösen“ nicht länger an als bis zum zweiten Hufschlag des Bauerngauls, dem sein rumänischer Lenker eins über das Fell zog und gleich drauf das Kreuz vor der sächsschen Kirche schlug.

Aber noch eines gab dieses Bild zu bedenken: Die Abendfeier in der Michelsburg mit Weihpredigt und mehreren „Balladen“, die da sehr düster und fellsam im Jackellicht gesprochen, gesungen, geblasen und geschritten wurden, mit dem Punkt 8 des Programms, der „Stille“ hieß, wahrscheinlich „andächtliche“ oder „schöpferische“, worauf ein schönes Sonnenwendfeuer aufstammte, diese Feierstunde mag in vieler Hinsicht unecht gewesen sein, aber es kommt, so recht auch jedem, der sich dagegen wehrt, zu geben ist, es kommt nicht darauf an für die vielen hundert ganz jungen Menschen, die ihr Fest hier hatten. Was auch zu ihnen gesprochen wurde, es wird sie nur der Eindruck, mit hundert eben so Jungen bei Gesang und Tanz, Feuer-schein und Wälderndunkel begeistert worden zu sein, nachhaltig beeinflussen. Sie werden nur dies als Erlebnis davongetragen haben, da die Fortsetzung der Festlichkeiten durch schlechtes Wetter verhindert war. Dies Ergebnis ist hübsch, begeisternd und für die Masse durch-

aus wünschenswert; im übrigen hat Gottfried Keller dazu das beste Wort gesprochen:

In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude lindenrein.
Und kehrt ich besser nicht nach Hause,
So werd ich auch nicht schlechter sein.

Pchz

Sie werden also so, wie es hier steht, nach Hause gekehrt sein, die Gymnasiasten in die verworrene Problematik ihres Alters, die Bauernjungen zu ihrer mehr eindeutigen und egoistischen Anarchie.

Nicht so gleich geblieben und festglanz erfüllt kehrten wir heim, aber, glaube ich, freudiger. Kein greifbares Ergebnis, aber das Bewußtsein erhebt, daß zur Aussprache kam, was uns wirklich fehlt und was auch dem Gymnasiasten und dem Bauernburschen fehlt, weil es ihren Erziehern mangelt, und wonach sie sich sehnen und ihre Erzieher nicht.

Dieses Sehnen will kein Zertrümmern alter Formen. In Bruderschaften, Coelen und der Kirche sind lebendige Überlieferungen, die bloß Verinnerlichung brauchen. Jede neue Organisation ist ein leeres Kartenhaus gegen diese ererbten Glieder. Daß bisher, in ängstlicher Beobachtung der Jugend, deren Unruhe mit neuen Organisationen entgegengetreten wurde ohne den geringsten Erfolg, daß dazu aus gleicher Ursache alte Traditionen, besonders durch die Schule bei den Coelen, zerstört und durch ein unlebendiges Nichts zu ersetzen versucht wurde, deutet darauf, wie fern dem wirklichen Kern die Führer sind.

Nichts als das Eine: hier im ernstesten Fall des tatsächlichen Lebens nicht mehr oberflächlich zu helfen (und dadurch zu vernichten), sondern ehrlich zu erkennen und unserer durch das Schicksal gefügten Gottlosigkeit bewußter und dadurch größer zu werden und, wo es nottut, auch bereit zu sein, nicht zu üben, denn welches Volk und welche Jugend bedürfte ihrer nicht, ~~schon der Demokratie zu sein~~, die uns der innere Relativismus unserer Vorgänger übermächte — nur dies ist der Ertrag: ein Keim bloß, aber ein frischer.

Pchz

Kep 8/1926, Seite 292-296 ✓

Aber Eduard Schullerus

Von Heinrich Jilich

Es sind zwölf Jahre seit seinem Tode verstrichen, ehe seine Dichtungen gebunden vor uns liegen konnten. Sein Freund Adolf Meschendörfer besorgte die dankenswerte Ausgabe in einem fast alle Gedichte, elliptische Prosastücke und Übersetzungen umfassenden Bande,¹⁾ mit dem gleichzeitig ein Auswahlheft seiner Dichtungen erschienen ist. Und nun ist es an uns, über den Eindruck, den die so erschlossene Persönlichkeit vermittelt, zu einem Urteil zu finden, das nicht dem Eigenvolk zuliebe das Geschaffene übertreibt, wie es bei Albert und Schuster geschah.

Ein schmerzliches Erkennen folgt der Lektüre des Buches. Blätterte man in den „Karpaten“, wo die meisten Gedichte von Schullerus zum erstenmal veröffentlicht wurden, so hob sich sein Dichten weit über das der anderen, die wir schon vergessen haben. Hier, nun auf sich allein gestellt, steht sein Werk klar und — vorweg sei es gesagt — weniger groß da, als es bisher erschien.

Aber es ist doch das größte abgeschlossene lyrische Werk eines Siebenbürger Sachsen. Was Albert in einigen Versen des „Totenkranzes“ und Schuster in wenigen Gedichten erreichte, eigenes Empfinden in starker, nicht nachgefügter Formung auszudrücken, gelang Schullerus nicht nur öfter, sondern auch zwingender. Aber seine Prosastücke und Übersetzungen, denen beim besten Willen nicht viel abzugewinnen ist, können wir hinweggehen. Diese Arbeiten geben nichts Bleibendes. Nur seine Gedichte und er in ihnen berühren uns tiefer.

Sein Umfang ist klein, seine Abhängigkeit von den Impressionisten seiner Zeit unleugbar, aber dieser kleine Umfang seines Erlebens ist gestaltet: die behütete Welt, zurückbezogen auf ein rein empfindendes, stilles Herz, dem ein gleichgestimmter Verstand nicht zur Last, doch auch kaum zum Antrieb wird. Es ist nicht die Welt mit Höhe und Tiefe, es ist nicht die Tragik des Daseins in einem reinen Herzen großartig veredelt wie bei Trakl und Hölderlin, es ist nur die Welt, die Schullerus erfüllen konnte, obschon er vielleicht die wirkliche sah; sie ist deshalb nicht etwa klein in seiner Resonanz, sie ist nur begrenzt durch den begrenzten Resonanzboden, der sich ihr bot. Er kannte den Teufel nicht, er hat ihn höchstens kennen gelernt. Ihm mangelte das Dämonische,

¹⁾ Aftern, Gesammelte Dichtungen von Eduard Schullerus. Herausgegeben von Adolf Meschendörfer, Verlag W. Krafft, Hermannstadt 1928. (Die Ausstattung besorgte würdig D. Vani.)

das jeder große Dichter besitzt. Sichtbar wird dies dort, wo er sein Thema, das der menschlichen, meist idyllischen, Bescheidung, verläßt und zum großen Bild und Stoff hindrängt, die beide sein Meister Villencron in gewaltiger Wortplastizität zu bannen vermochte. Bei Schullerus bleibt die Vision, selbst wo sie erlebt wurde (bezeichnenderweise fast immer erlebt durch Außerliches: Krankheit, Krieg) ungestaltet, und erst, wenn sein Thema gleichsam zur Verzeihung für die ihm unerlaubte Abkehr zum Dämonischen anhebt, ist da, was ihn auszeichnet: Klang und innerste Wahrheit. Man lese das Gedicht „Nachgedanken“ daraufhin durch: der Schluß ist schön, ganz entschwert, ganz entpersönlicht, gerade weil er so sehr persönlich ist; der Anfang ist Erzählung. Dies ließe sich an vielen anderen Gedichten aufzeigen, nicht nur an den schwachen epischen und balladesken oder den Zeitgedichten. Ein Beispiel verdeutliche, wie in einem Gedicht mit gutem Anfang und einem guten Bild eine einzige Zeile seine Unzuständigkeit zu solchen Bildern plötzlich klarlegt:

Die weiße Straße liegt nun lastenleer
Und schlummerschwer
Im weichen Licht der Nacht:
Ein riesenhafter Drache, dessen Schwanz
In weiten müden Windungen
Des Hochjochs dunkelen Rücken überkriecht.
Vorn eine Brücke
Auf harten Pfeilern, starren Schienen,
Mit hohen kühnen Wölbungen:
Des Lindwurms Maul.

Schon die Wörter „Vorn eine Brücke“ sprengen das Bild. Kein Lindwurm hat eine Brücke und besonders keine so genau beschriebene. Die gewaltsame Wiederanknüpfung nach diesem Sprung aus dem Bild zerstört das Gedicht völlig mit dem erklärenden Doppelpunkt „Des Lindwurms Maul“. Das klare Ansteigen des Gedichts im plastischen Bild stürzt an dieser Beschreibung ab. Natürlich wird ein dafür befähigter Dichter sagen müssen, daß die Brücke das Maul des Lindwurms sei, doch wird er es ebenso sichtbarlich tun wie Schullerus, als er sagte, die Straße sei ein Lindwurm.

Ähnliche Durchbrechungen des dichterisch klar empfundenen Bildes durch eine nüchterne Feststellung, die nur gedanklich das Bild weiterführt und es deshalb nicht überträgt, erfahren sogar wertvolle Gedichte wie das mit einer genialen Strophe anhebende „Hohe See“. Auch innerhalb seines dichterischen Zuständigkeitsgebiets kann Schullerus

nicht immer die freie Entwicklung eines Gefühls durchgestalten. Naturhafte Einheit besitzen bloß einzelne Gedichte, dann aber in ganz verinnerlichter Tiefe. So dies:

Feierabend (Erste Fassung)

Nun ist der Woche Arbeitsbraus verhaßt.
Ein Tag der Ruhe ward der Hast beschieden;
Aus reinen Höhen: eine Lichtgestalt
Senkt sich der Welt der heilige Sonntagsfrieden.
In tiefem Schweigen feiert weit das Land,
Der letzte Bauer auch ist heimgezogen.
Voll rauscht durchs Korn ein ährenschweres Wogen
Als führe drüber segnend eine Hand.

Das Gedicht ist vollendet. Hier unterstellt sich der Anlage des Dichters wunderbar der Anlaß und so durchdringen sich Welt und er vollkommen. Hier weitet er sich durch einen glücklichen Zu-Fall über sich hinaus: in ihm ist Gott. Wie bedeutend seine Sprachberufenheit sich dabei erweist, zeigt das Wort „auch“ in der zweiten Zeile der letzten Strophe, das klanglich mit „Bauer“ verbunden vollendetes Geschehen und Ruhe almet, gleichsam Bauer, Mensch, Arbeit hinführt unter die segnende Hand. Es ist dies Gedicht auch deshalb so groß, weil es ausdrückt, was Schullerus innerst Kraft gab, ein Leben voll Krankheit mutig und fast unberührt zu bestehen: Religion als zugefallenes, nicht erkämpftes Geschenk.

Von solcher Verdichtung nicht, aber doch bedeutend und an der bei uns üblichen Dichterei gemessen groß sind bei schärfster Sichtung etwa fünfzehn Gedichte, darunter „Dorfnachfrieden“, „Erntezeit“, „Unser Kind“, „Im Sturm der Zeit“.

Eingangs schon sagte ich, daß sein Umfang klein sei: die befriedete Welt der Kleinstadt, aus der man nach Mancherlei ausblickt, nach dem Bauer (ohne Bauer zu werden), nach den großen Zeitbestrebungen (an denen man heiß wird, aber im Grunde nur beobachtend teilnimmt), nach den großen Ereignissen (die man literarisch miterlebt), doch dies bedeutet nicht, daß er dort, wo er lebt, und darauf kommt es an, nicht strömend weit ist. Das oben zitierte Gedicht schon mag als Beispiel dafür gelten. In vielen anderen, den guten und schwächeren, die sein Blickfeld umfrieden, wird diese Schau lebendig wie durch ein Fernrohr, das auch nur ein Teilbild faßt, es aber bedeutsam näher, aus der Tiefe in die Anschauung hebt. Es sind da natürlich Wiederholungen, Abwandlungen darunter, die man missen kann; manches erscheint nicht wertvoll genug, der Rührung einer Minute

oder eines Tages entrissen worden zu sein, aber fragen wir getroffen nach dem, was bleibt aus dem Großgefalleiten, dem Mittelgut der meisten Gedichte und den dilettantischen Arbeiten wie „Heldentum“ und „Weltbrand“.

Für die Zukunft sicherlich nur die beschränkte Zahl der Gedichte, die seiner Art und seinem innersten Erleben, seinem durch Krankheit, Familie und Heimatstadt gezeichneten Dasein entflohen sind in der stofflichen Bescheidung, die dazu gehört, und die gleichzeitig hinausgewachsen sind in jenen wenigen Fällen zu allgemeiner Gültigkeit. Das Mittelgut aber, diese kleinen Zustandsbilder seines Wesens und die Zeitgedichte, die kindlich und rührend sind in ihrer gläubigen Weltfremdheit und tapferen Volks- und Lebensliebe, geben beinahe noch mehr: das Porträt des Menschen Schullerus, der größer erscheint in seiner edlen Einheit als der Dichter, den er behinderte.

Wenn aber gefragt wird, wer unter Sachsen (nicht Ausdruck des Volkes, sondern) bezauberndstes, wenn auch schon leis verklungenes Bild unseres Bürgertums ist, so muß auf diesen Mann hingewiesen werden, der als Dichter, fessam ist es und wieder rührend und kindlich wie so vieles an ihm, nicht eine ragende Eigenart war, kein Genie, kein Urbeauftragter, sondern ein erfüllter Erleber und allgemein gültiger Deuter dessen, was den guten Kern unseres Bürgers ausmachen kann, sobald er über seine Zwiebelwirtschaft hinausblickt. Und damit ist Schullerus auch Verkörperung des üblichen sächsischen Schicksals, das keine höchsten, aber gute Würfe kennt.

Kp 9/1926. Seite 337 - 340

Der sächsischen Frau die sächsische Tracht. Seit Monaten versuchen *einige* Frauen in den sächsischen Städten eine neue Bürgertracht zu schaffen. In Zeitungs-
aufsätzen erklären sie, daß die moderne Frauenkleidung bei bestimmten Gelegen-
heiten, zum Beispiel bei Festen, Bällen oder „bei kleineren Spaziergängen in der
Nähe der Stadt“ durch eine billige sächsische Nationaltracht *abgelöst werden müßte*.
Zu diesem Behufe entwerfen sie in Anlehnung an alt-sächsische *Vorlagen eine „Tracht“*,
die keineswegs den strengen Charakter der ehemaligen *Patriziertracht hat*,
sondern ein Mittelthing zwischen Ball- und Touristenkleid sein soll: ein *Faulenzer*
unter den Gewändern. Sie erlassen eine Kleiderordnung gleichwie im Mittelalter
und verkünden: „Wir haben jetzt eine sächsische Tracht — Auf sächsische Frauen..“

Was an dieser Bestrebung feststeht, sind die Beweggründe. Da finden wir in den
Aufsätzen viele Worte über die nationale Bedeutung der Tracht. Es ist unleugbar,
daß die Trachten unseres Bauers, die in Jahrhunderten geworden sind, erhalten
werden sollen, weil sie zu ihm gehören, Teil seines Wesens *sind. Aber wie solange,*
als sie ihm gemäß bleiben. Der Burgenländer Bauer ist *höchstlich nicht unnationaler,*
ja eher volksbewußter als der Allländer und trägt doch seine Tracht *selten*
als dieser.

Jede Tracht hat einen Geist. Es ist der bäuerische Geist des Erben, der aus dem
Ererbten Macht und Verpflichtung erhält, der aber auch etwas vererben *müß*. Ge-
langt nun der Bauer zur Einsicht, daß nicht das Ererbte, sondern *das* Selbst-
erworbene, das im Gegensatz zur Arbeitsweise des Vaters nach neuer Arbeits-
methode Erworbene *förderlicher* ist, wird er, der sich nun ständig Wandelnde, auch
die Tracht nicht mehr tragen. Und so sehen wir unseren fortgeschrittensten Bauer,
den burgenländischen, allmählich von der ererbten Tracht abgehen. Es mag damit
manche schöne Vorstellung schwinden, aber zu Traktoren passen eben keine Borten.

Und nun frage man sich, ob zu einer Klavierlehrerin oder Fabrikantin eine Tracht
innerlich paßt, ob sie, die moderne Städterin mit Radio und Auto, in der Tracht,
nein, in diesem in Konventionen entworfenen Gewand nicht wie in einem *Faschings-*
kostüm herumlaufen wird, sie, deren Ahnen die Tracht ablegten, weil sie innerlich
nicht mehr zu ihnen gehörte.

Jede Tracht brachte wirtschaftliche Vorteile für den Besitzer. Sie war teuer und
haltbar, deshalb vererbte sie der Vater dem Sohn, die Mutter der Tochter. In
ihren Stoffen schon drückte sich das Bleibende, Wertbeständige des Ererbten aus.
Hier aber wird versucht, ein billiges Kleidungsstück zu schaffen; es ist dadurch nichts
Bleibendes mehr, nichts Praktisches.

Gesetzt den Fall: die neue, ungewordene „Tracht“ siegte, sie wäre so billig wie
ihre Schöpferinnen es wollten, was ergäbe sich für die Bauerntracht? Die Bäuerin
würde versuchen, sich ihrer zu entledigen, um die unechte, neue Tracht zu kaufen.
Sie täte *es*, weil das Kleid billiger und, als von der Städterin benützt, „feiner“
wäre. Und damit wäre auch Vatergut durch „nationale Begeisterung“ endgültig ver-
schleudert im Dienste des Schöns, so wie einst der alte Kachelofen durch die *Kapitalkinder*
Fabrikserzeugnisse verdrängt wurde.

Bedenkt man dies, erhebt sich noch zwingender als eingangs die Frage nach dem Anlaß der Bewegung. Weshalb eine Stadtracht? Weshalb gerade jetzt? — Das nationale Argument dafür ist leer, ist Ausfluß der bei uns so oft angewandten Methode, durch Anruf der Volksliebe einer Wichtigkeitserei zum Erfolg zu helfen. Aesthetische Gründe anzuführen, ist ebenso verfehlt, weil Schönheit wahr sein muß. Dem inneren Wesen der Tracht widerspricht aber das bewußte Erfinden ihrer Bestandteile und widerspricht das innere Wesen des heutigen Städters. Die Tracht ist ~~ihm~~ nicht zweckhaft. Berufskleider kann man erfinden, Sportanzüge bis ins Kleinste vorschreiben; der Zweck, dem sie dienen, gibt ihnen Schönheit, sofern ihm aufs Ehrlichste gedient wird. Wer aber lachte nicht, wenn man dem Lokomotioführer ein Flügelhorn zu blasen befähle, weil sein Vorfahr, der Postillon, ein Posthorn bließ! — Weiter wurde gesagt, es sei der sächsischen Frau unwürdig, die modischen kurzen Röcke zu tragen, als ob es nicht genug deutsche Volksstrachten mit noch kürzeren Ärmeln gäbe und als ob die Würde der Frau an der Länge ihres Rockes meßbar wäre. — Nein, ich weiß nicht, weshalb die Bewegung nötig ist, wenn nicht, um von Kleidern zu Leuten gemacht zu werden.

Es ist eine Frauenbewegung mit allem lustigen Brimborium, deren heiterste, aber auch aufschlußreichste Einstellung — denn sie zeigt, wie unlebendig die ganze Angelegenheit ist — der Männerkleidung gilt, ~~auf~~ die jene Frauen völlig vergessen haben. Ihr Instinkt sagte Ihnen, daß ein Photograph mit Säbel, Schaffstiefeln und Marderfellmütze, verschnürtem Rock und verschnürter Hose eben ein kostümierter Photograph ist, aber mit weiblicher Logik reden sie trotzdem ihren Genossinnen ein, Gretchen könnte ins Gewand der Vorzeit ohne Blamage tauchen, während Faust im Frack wie ein Lohnkellner daneben steht, (wenn er nicht, um eine Tracht anzudeuten, das Hemd über die Smokinghose hängen läßt, was auch der Forderung auf Billigkeit entspräche).

Aber da alle Schreckbilder, die diese Frauenvereinsbewegung vor uns hinzaubert, schließlich Heiterkeit auslösen — wichtige Kerle mußten zu melden, eine geniale Frau in dem Alter, wo man für Modekleider nur mehr sittliches Interesse aufbringen kann, habe die nationale Kleiderfucht bewußt hervorgerufen, um ihre kräftigen Waden unter dem völkischen Kittel zu verstecken — sei den Frauen Gerechtigkeit zuteil: denn die meisten von ihnen sind durchaus nicht gewillt als lebendes Museumsstück der eigenen durch Erschaffstoffe schlecht dargestellten Vergangenheit ein unechtes Dasein zu führen. Warum sie den Ratgeberinnen, deren manche auch bloß mitkiffen, weil sie in einem Vereinsausfluß wie in einer Zwickmühle stecken, nicht folgen, — ja, das liegt in ihrer Natur, wie sie sein soll.

Denen aber, die mich wieder einmal als Volksberräter herumflüstern werden, sei noch gesagt, daß auch ich es für hübsch finde, wenn bei sehr seltenen Festen etliche Frauen die alte ererbte Patriziertracht anlegen, denn sie tragen sie dann ohne Anspruch auf den Geist, der jeder Tracht eignet, tragen sie, um zu zeigen, was einmal war, als Kostüm zum Fest, nicht als Kostüm im Leben, als Erinnerung, und tragen sie auch nur, wenn sie ihnen gut zu Gesicht steht.

Die hermannstädter 16 Otto Kosch gleichzusetzen, wie es in einem sächsischen Blatt getan wurde, beleidigt Otto Kosch zu Unrecht, denn dieser ist ein Opfer seiner Einbildung, das viele Worte macht, jene 16 aber sind Handelnde, die sich an das rumänische Parlament mit einer Eingabe gewandt haben, worin sie um Beschränkung der kirchlichen Steuerhoheit ansuchen. Die Minderheiten besitzen in der Kirchensteuer die einzige Möglichkeit, größere Geldsummen für ihre Zwecke einzutreiben. Die Kirchensteuer nährt ihre lebensnotwendigste Organisation: die Schule. So ist die Tat der 16 Sachsen, die zur Knebelung ihres eigenen Volkes das rumänische Abgeordnetenhaus aufrufen, ein Verbrechen, völlig gleich dem der rheinischen Separatisten, ja noch schwerer, da weder Not noch Krieg, weder Armut, sondern gerade Wohlstand die 16 zu diesem Schritt vermocht hat. Es sind Fabrikanten aber keine Bauern, Kaufleute, aber keine Arbeiter, Theologen, aber keine Zöllner, ein ehemaliger Bürgermeister, aber kein Amtsdienner, es sind Bürger, die ihres Sachsentums sonst schmalzig bewußt in der Parlamentseingabe demütig vorschlagen, daß die orthodoxe Staatskirche jener Beschränkung nicht unterworfen werde, die uns die ~~Mann~~ Kehle zudrücken würde.

Heft 2/1926, Seite 78

*↑
Petr*

Heinrich Zillich

An den Herrn Stadtpfarrer von Kronstadt Dr. Viktor Blondus. Sehr geehrter Herr Stadtpfarrer! Seit zwei Tagen wird mir immer wieder mitgeteilt, daß Sie mich und meine Zeitschrift in Ihrer Sonntagspredigt am 21. Februar mit einem „Verweis“ beteuert haben. Keiner der Meldeläufer aber vermag genau anzugeben, worum es sich dabei handelt. Mir wieder ist es klar, daß die heutigen Formen des Gerüchtes von jener Freude geschaffen wurden, die den überzeugt Lebensechtigen ergreift, wenn ein Sünder genannt wird. Nun wollte der Sünder auch seiner Sünde bewußt werden und suchte Sie heute in Ihrer Kanzlei zu sprechen, wo ihm gesagt wurde, daß Sie für einige Zeit die Stadt verlassen haben.

Die Gerüchte sich auslaufen zu lassen, ist für mich reizvoll, der das Schauspiel schon kennt, wo ein Wort gegen mich in der Kelter der Öffentlichkeit zum Anwurf, dieser zum Argument und schließlich zum Beweis für meine Niedertracht ausgepreßt wird. Da solche Entwicklung, je öfter sie sich wiederholt, umso schneller vollendet ist, höre ich schon heute: der Anlaß zu Ihrer Bemerkung sei in einem Aufsatz des „Klingsor“ zu suchen, der zu Lust und Völlerei aufgefordert hätte. Ohne Erstaunen darüber, empfangen ich gleich darauf die Worte eines Realisten: „Was hat er gegen euch? Ich dachte, er sei euer Freund. Nimm dich in Acht!“ — Ja, entgegne ich, was sagte er denn? — „Er hats euch gegeben.“ — Warum, wie? — „Weiß nicht genau. Etwas soll da im Klingsor gewesen sein über „Abenteuer“. Was habt ihr mir miteinander gehabt?“ — Der Wohlmeinende geht, aber schon lächelt sich ein dritter heran: „soll übrigens in einer Pastoral-Konferenz zur Sprache kommen“. Andere verkünden: „Sie sind „ausgepredigt“ worden, haben die Jugend verführt — Gymnasiasten aufgefordert — Sünde gelobt.“

Da höre ich nichts mehr, da sehe ich schon die Reihe der Stadtpatriarchen, denen Geld und Ratssinn Weisheit und Strenge verleihen, mit den Vätern nicken, höre es die Nachbarschaften durchflüstern, merke, daß mein Gruß höflicher erwidert wird und so im Brennpunkt der Aufmerksamkeit beinahe geschmeichelt und geführt von den Wörtern „Sünde“ und „Abenteuer“, schlage ich im Januarheft die Seite 16 auf und lese noch einmal, was ich dort über das Nachlassen der inneren Erlebnisfähigkeit bei der Jugend geschrieben hatte: Ein Grund für diese Entwicklung sei in den allzuvielen Vorschriften zu suchen, die das Schuljugendleben veräußerlichen. Noch meine Gymnasiastengeneration habe sich hinreißen lassen dürfen vom altfeudal-bürgerlichen Studentengetriebe, während der heutigen anstelle lebendiger Begeisterung an Dichtern und Lebensgefahren, Abenteuern und Sünde (die uns allen genügt habe) zum Ersatz (welches Wort der rationellen Wirtschaft!) Abstinenz und Sport geboten werde.

Daß Sie aus dieser Notiz den Kern nicht faßten, wäre ebenso lächerlich zu glauben wie, daß Sie von der Kanzel gegen mich donnern könnten des Wortes „Sünde“ wegen, das seinen inneren Sinn in dieser stilistischen Umgebung klar wie ein Knabenauge auch dann noch trüge, wenn daneben nicht „Lebensgefahr, Dichter und Abenteuer“ in solcher Jungenbedeutung stünden.

So mag ich bloß glauben, daß eine der hundert Andeutungen, die einer Predigt Leben geben, von mir in jener Fußnote geliefert ~~wurde~~, von Ihnen genommen

wurde, vielleicht zur Ablehnung, aber niemals zum Beweis einer „Sünden“-feststellung bei mir. Dies ist mir so selbstverständlich, daß ich keine Antwort auf meine Frage nach Ihrer Bemerkung, die ich heute an Sie gestellt hätte, erwarte, ja die Aufklärung für nebensächlich halte angesichts der Menge der Gläubigen, deren tauben Ohren nur einging, was schon darin war, und die durch jeden, dem Leben warm ist und zwischen Erde und Himmel abfließt, zu tönen beginnen, wie eine leere Muschel vom Meere tönt, als könnte sie dessen Mäuschen wiedergeben und läge immer noch in der Tiefe.

Am 28. Februar 1926.

Ihr sehr ergebener Heinrich Zille

Heft 3/1926
Seite 14-15
Pen

1926

Zur Schulreform. In mehreren Zeitungen war im Februar folgendes zu lesen: „Gollerkammern in den Schulen. Aus Udvarhely wird gemeldet, daß in der dortigen staatlichen Fachschule vor einigen Tagen die beim Militär und Gendarmerie beliebte Einrichtung des Einzel-Arrestes eingeführt wurde. Dieser Karzer ist so eng, daß man darinnen weder sich bewegen noch sitzen kann. Der zu Karzer verurteilte Schüler ist gezwungen, die Strafe stehend abzubüßen. Diese aus dem Alt-reich eingeführte Methode, die dazu führt, daß der Eingesperrte vor Erschöpfung zusammenbricht oder ohnmächtig wird“ Genug! solche pädagogische Feinheit ist nicht zu vergessen, nicht zu vergessen wie die Prügelstrafe, nicht zu vergessen wie der Klausenburger Überfall junger Studenten auf den greisen Costa Goru, den mutigsten rumänischen Menschenfreund, nicht zu vergessen wie die Wahlmihbräuche und nicht zu vergessen wie der oben erwähnte Karzer beim Militär. Wollte man es, es kann nicht vergessen werden!

Ref 4/1926, Seite 155

Welt und Tracht. Der „Kronstädter Zeitung“ wird von jemand, der nach seiner logischen Sicherheit eine Frau ist, am 7. März geschrieben: „Die Tracht ist kein Kostüm oder Maskerade, wie manche Landfremde annehmen möchten . . .“ Uha! Da bin ich, dem viele ihre Zustimmung zur Stellungnahme gegen die Trachtenbewegung ausgedrückt haben (allerdings privat, privat!) und niemand seine Gegenmeinung (auch nicht öffentlich), dennoch gepaßt worden. Früher war ich „entwurzelt“, jetzt bin ich „landfremd“, nächstens wahrscheinlich ein „Jude“.

Ich suche keine Bezeichnung für solche Bodielnadelstücke. Wichtiger ist mir die Beweisführung der Bortenjournalistin: „Es ist nicht ein künstliches Wiederbelebemollen und Hervorholen des einst Beseffenen. Es ist eine Notwendigkeit, die sich durch die politische Weltgestaltung und Geistesströmung wie von selbst ergibt.“ — Jawohl! Besonders die chinesischen Wirren, die Bewegung Gandhis und der Okkultismus ergeben diese Notwendigkeit. — „Die Tracht wurde aufgelassen in einer Zeit, da der nationale Gedanke nicht im Vordergrund der politischen Ereignisse und des Kampfes stand“. — Durchaus nicht! Die Zeit, wo die Tracht aufgelassen wurde, war die Zeit der Zerkümmern des Sachsenbodens, das rührte die nationalen Gefühle der Leute damals gar nicht. — „Wenn wir nun wieder die Tracht anlegen, entspringt das einem natürlichen Gefühl, das wir auch bei anderen Nationen wahrnehmen können. So geht die Rumänin in der Tracht zu den Festen, der Magyare im ‚Dixmagyar‘ und die Schwaben ziehen ihre Tracht an.“ — Ganz meiner Meinung: wenn man echte schöne Trachten hat, soll man sie gelegentlich anziehen. Warum auch nicht? Aber erfundene, unechte und häßliche Trachten wie die neusächsische — Schaut euch, um Eureiwillen, schaut euch im Spiegel an!

Der Hauptkummer der Trachtenschneiderin rührt daher, daß in Kronstadt, obgleich die Tracht „aus einem natürlichen Gefühl angelegt wird“, die Bewegung „lau und lau“ ist. Der Grund dafür ist „Schwermüdigkeit“. Die möge aufgelassen werden. „Beteiligen wir uns endlich lebendiger an der Bewegung.“ „Die geht vor der Tür stehende Konfirmation“, laßt sie in der Tracht eintreten, dann haben wir das nationale Modeereignis, das Luther mit der Konfirmation vorschwebte!

Aufrufe ohne Anwürfe gibt es nicht, aber daß eine Klage über das Versagen einer zeitungsgeborenen Bewegung gleichzeitig die Behauptung einschließt, die Sache

sei „wie von selbst“, also aus dem Volke und nicht aus Vereinsausschüssen entstanden — dies wäre ein Anlaß zum Kopfschütteln, wenn nicht eben zu lesen stünde, „wie von selbst“.

Sie wissen, was sie reden wollen, aber es schlüpft ihnen die Wahrheit durchs Gerede.

Ref 5/1926, Seite 155-156

Hans Eder hat dieselben Bilder, über deren Ausstellung in Kronstadt im Januar berichtet wurde, im Februar in Bukarest zum Aushang gebracht. Der Erfolg, den er damit erntete, beweist, mit welcher Vorurteilslosigkeit geistig führende rumänische Kreise für unsere Künstler eintreten, wenn diese es verdienen. Jede der Besprechungen - es ergriffen die besten Kritiker das Wort - war von großen Gesichtspunkten bestimmt. Hier hatte ein künstlerisches Ereignis verständige Kunder.

Nun sollte man meinen, ein solcher Erfolg werde in unseren Tageblättern Wiederhall finden, ja mit gewisser Berechtigung als nationaler Erfolg gefeiert werden. Statt dessen hat keine Zeitung ein Wort über die Wirkung der Ausstellung gebracht.

Die Zahl der mir bekannten Fälle, wo die geistige Leistung eines Sachsen von unseren Blättern totgeschwiegen wurde, während Rumänen sie freudig begrüßten, ist wieder vergrößert. Fragt nun ein solcher Rumäne, wie es oft geschieht, weshalb solch ein Erfolg oder das Buch eines Sachsen bei uns kein Echo auslöst, antworte ich: Freund, das verstehst du nicht. Unsere Redaktionen haben viele Artikel zu schreiben, worin sie sagen, daß das sächsische Volk zusammenhält und Mächtiges leistet. Ihnen fehlt die Zeit, um für sächsische Geister Verständnis zu haben; sie müssen doch auch ^{es} vorwerfen, ihr hättet ~~sie~~ nicht.

Heft 4/1926, Seite 156

Heinrich Zillich

Jugendbewegung und Jugendbund. In drei Aufsätzen hat Dr. Hans Tobie (im Sieb.=Deutsch. Tageblt. am 14.17.und 25.März) eine gute Übersicht über die Jugendbewegung in ihrer reichsdeutschen ideellen Gestalt und in ihrer in Siebenbürgen durch Jugendbünde mehr auf nationale Festigung gerichteten Form gegeben. Obgleich er an der geistigen Jugendbewegung hierlands zweifelt und sie nur von sehr wenigen Männern vertreten sieht, verkennt er keineswegs, daß der Tätigkeit der Jugendbünde den innersten Wert solche "unpraktische" Lebenserfühlung verleiht, mag auch ihr Ziel, das er selbst als dieses angibt, völkische Stärkung sein. Der Gegensatz zwischen ihm und den ^Programmatischen Stellungnahmen zu dieser Frage im "Klingsor" (auf die er einigemal Bezug nimmt), besteht nur darin, daß er, ebenso unfähig wie wir, in einer Formel den Sinn des erstrebten und erfüllten Lebens auszusagen, sich nicht vor allem bemüht, dies neue Dasein in seinen tausend Formen aufzuspüren, sondern innerhalb der Jugendbünde praktisch zu arbeiten beginnt und das Organisatorische, den Leib, baut. Er sagt nicht, die Seele werde sich dem Leib bequemen, wenn dieser geschaffen ist, er sagt nur, die nationale Gesundung werde damit gefördert. Aber da er sehr gut empfindet, daß die Jugendbewegung im wahrsten Sinne Sehnsucht und Ahnung eines neuen Weltbildes, eine religiöse Angelegenheit ist, erscheint jene Bescheidung als Resignation vom Erstrebenswerten ~~sten~~ zum Erstrebenswerten. Und damit wird sie zur Arbeit, zu einer Arbeit allerdings, die mit dem kleingerichteten Tun solcher Bünde, die ich seinerzeit als übelste Gegner der Jugendbewegung bezeichnete, weil sie eine äußere Reform (Antialkoholismus u. dgl.) als Gesundungsrezepte verteilen, nicht zu vergleichen ist. Diese Arbeit, wie er sie auffaßt, ist frei und lebenszugewendet. Ob sie nun an der Masse (und durch sie) in gleicher Weise verrichtet wird, darüber werde ich mich auf der Heltauer Pfingsttagung der deutschen Jugendbünde in Rumänien

zu vergewissern suchen.

Daß sie mir keine letztgültige Antwort zu geben vermag, ebenso wenig wie unsere Kirche, die gleich Tobie dem Volke Waffen und keine Religion gibt, nur die leibliche, nicht die göttliche Zeugung vermittelt, nur Moral, nur Dasein und keine Ewigkeit, nur Relativ=Wertvolles, nicht das Absolute aus Beauftragung zeigt, das weiß ich leider schon heute, weiß es gewisser, als ich davon überzeugt wäre, daß die Jugendbünde wirklich lebendige Arbeit (wie sie Tobie will) leisten und nicht bloß wie die Guttempler lebenverdrängende. - Nur der Blick und die Sehnsucht nach dem Größten schenkt Gewicht und Bedeutung dem Kleinsten. Was ist sonst das Kleine? Die Notdurft, "Die Hand in den Mund". Der ständige Alltag, von etwas Gefühl bewegt, das als Abfall aus einer Gnade ~~geschenkt~~ gespendet wird, die selbst hier noch unverdient wirksam, aber nicht erschaut bleibt.

Sept 4/126, Seite 196-197

Heinrich Zillich

Die Vertreterversammlung des Jugendbundes in Kaisd am 16. und 17. Oktober¹⁹²⁶ (krankte an inneren Gegensätzen. Während ein Teil der Anwesenden, besonders auch die Jugendbundleitung neue Organisationsformen (z.B. die Schaffung eines Ringes der deutschen Jugendbünde in Rumänien und die Vergrößerung des Jugendbundblattes) vertrat und nach mancher Debatte auch durchsetzte, fragten sich die übrigen Teilnehmer immer wieder (wobei Dr.Theil am lebhaftesten diesen Standpunkt einnahm) was eigentlich der Zweck des Jugendbundes sei. Diese Frage nach dem Inhalt erfährt eine besondere Berechtigung dadurch, daß der Jugendbund in seiner heutigen Gestalt aus nicht viel anderem besteht als aus seiner Leitung und bloß der Oberbau einer erst zu schaffenden Vereinigung der Jugend ist. Wenn nationale Zusammenfassung der alleinige Zweck des Bundes sein soll, so bleibt der Einwand gegen die nur organisatorische Behandlung immer noch übrig, denn auch dieser Zweck kann wirksam erst verfolgt werden, wenn die Jugend selbst dafür gewonnen ist. Soll aber der Jugendbund Hüter der Ideen sein, die in Heltau spontan geäußert wurden, so ist eine solche nur äußerliche Arbeit nebensächlich. Als Ergebnis der Tagung bleibt das unerfreuliche Gefühl: daß die Erwartung der Klärung notwendiger Jugendfragen in nichts erfüllt wurde. Die geringen organisatorischen Beschlüsse mögen an sich wertvoll sein. Wirksam werden sie, wenn der Hülle, die hier bloß eine Mütze, nicht einmal ein Anzug ist, der Inhalt eingefügt wird. Bis dahin ist nichts dagegen einzuwenden, die Mütze zu schmücken, indem man das Jugendbundblatt auf ein höheres Niveau zu heben sucht.

Kopf 11/1926, S. 452-453
Heinrich Zillrich

Friedrich Müller-Langenthal, Die Geschichte unseres Volkes. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Deutschen in Rumänien. (Verlag W. Krafft Hermannstadt.) Beim Verfasser dieses Werkes, das — vorweg sei es gesagt — nicht nur „eine Lücke ausfüllt“, sondern eine Tat ist als Leistung und als Mittel zur Leistung, sah ich vor zehn Jahren, knapp bevor ich Soldat wurde, im Geschichtsunterricht des Kronstädter Gymnasiums und war mit ihm einverstanden. Dies schon könnte mir persönlich das Buch bedeutsam erscheinen lassen, aber um wie viel mehr das dankbare Bewußtsein, daß dieser Lehrer in mir das Gefühl für geschichtliche Bewegung erweckt hat. Seit seinen Unterrichtsstunden, die ich in der Erinnerung als ins klare Licht gehobene Darstellung der knabenhaften Lust am Geschehen empfinde — da wurde das Abenteuer zum sinnvollen Wirken, zum erstenmal das Gewesene zum Leben und das Leben zum erahnten Schicksal voll Verpflichtung und Tragik — seit diesen Stunden bewegender Anteilnahme und allerdings strengster Zucht ist mir die Vergangenheit, so wenig ich ihren Stoff auch kennen mag, kein Dunkel, sondern erlebbar und in tieferem Sinne zeitlos.

Es freut mich, dies hier zu Ehren des Verfassers aussagen zu können, aber nicht bloß selbstenwegen, sondern weil es eigentlich auch schon mein Urteil über sein Buch miteinschließt und weil es — nun verzeihe er mir, daß ich meine Dankbarkeit auch zu meiner Verteidigung benutze — diejenigen, die meinem Wirken in der Öffentlichkeit nur blinde Abneigung gegen alle offiziellen Personen unterstellen, stuhig machen kann, denn Müller ist eine dieser Personen geworden.

Das Buch ist für das Volk geschrieben in jener sachlichen Art, die ohne Pathos oder Verfälschung des Tatsächlichen vor größtem Auditorium zum Unterricht berechtigt ist. Es hätte einen minderen Verfasser reizen können, etwa in der Art, wie es unsere Zeitartikelschreiber oft tun, dem einfachen Leser zu schmeicheln und damit ein schon vorhandenes nationales Pharisäertum zu verstärken. Aber in geistiger und politischer Hinsicht ist seine Lösung wertvoller, die mit größter Bescheidenheit im Urteilen und bei Zusammenfassung des Stoffes auf das Wesentlichste niemals in ein trockenes Aneinanderreihen von Tatsachen ausartet. Das Bewußtsein von der Größe des Mitzuteilenden, der Größe der Geschichte der Deutschen in Rumänien, gibt dem Buch die in seiner Sachlichkeit atmende und wirkende Kraft. Welche Leistung dies ist, möge daran ermessen werden, daß sich in der deutschen Geschichte unseres Landes dem Verfasser nur wenig Persönlichkeiten bieten, die unmittelbar dem Volk bildhaft

gemacht werden können. Unsere Geschichte ist Geschichte der Gemeinschaft, unsereelden fast immer nur deren Beauftragte und oft deren Opfer. Und doch ist dieses Buch für den kleinsten Mann verständlich und lebendig, ein Erziehungsbuch, das wirklich alle angeht, das auch alle für lumpige 40 Lei kaufen können in seiner hübschen Ausstattung (die von Lani besorgt wurde, der auch elliße sehr frische Initia len dafür anfertigte).

Heinrich Zitzich

Muse 5/1926, Seite 200-207

Siebenbürgische Diskussion. Das Urproblem Siebenbürgens, das sich seit 1918 immer fühlbar aufdeckt, ist die Besonderheit unseres von den übrigen Gebieten dieses Staates. Dem letzten Siebenbürger, hauptsächlich dank Brakianus Herrschaft, ist bis ins Innerste eingebrannt, anders zu sein als der über ihn gesehte und ihm die Heimat verjüngende Ultramäne. Die schroffsten Ausdrücke prägt hierfür unser Rumäne. Mag daraus auch nicht viel mehr sichtbar werden, als daß ein Rumäne, selbst als Siebenbürger, seine Ansicht freier äußern darf als die Minderheiten, so heißt es doch, daß auch er, alle nationale Verbundenheit voll berücksichtigt, den eigenen Herd selbst zu heizen wünscht.

Die politische Seite der Frage wird ihre glückliche Erledigung in letzter Folge nur durch Verleihung der autonomen Selbstverwaltung an Siebenbürgen im Rahmen des Staates finden können. Ich bin sicher, daß uns diese Erfüllung wird. Europa untersteht organisationsideell zwei großen und neuen Gesichtspunkten, dem seiner Vereinigung als Staatenbund, der Zentralisation, und einer kulturellen Dezentralisation, die der Minderheiten wegen notwendig wird. Dies heißt aber auf Siebenbürgen übertragen eine Neuorganisation zweifacher Art: regional als naturgewolltes, einheitliches Verwaltungsgebiet, das aber national seiner dreisprachigen Bevölkerung entsprechend gestaltet werden muß.

Wann dies Wirklichkeit wird, entscheidet Europa. Für uns aber ist wichtig zu sehen, daß sich aus dem bloß negativen Gefühl der schmerzlichen Erfahrung unserer Besonderheit in diesem Staate schon auf allen Gebieten, bei allen drei Völkern das positive Bestreben löst, selbst über Weg und Zweck dieser Empfindungsfülle klar und handlungsbereit zu werden. Das Problem Siebenbürgen tritt damit aus dem bloß Trahten in die Helle der Diskussion. Zum erstenmal klingt, besonders erfreulich auf ungarischer Seite, eine bewußte Solidarität an, die — wenn sie ehrlich von jedem Betroffenen vertreten wird — die ideelle Einigung, deren es bedarf, weit über die tatsächlich schon vorhandenen Gemeinsamkeiten hinaus erleichtern wird.

Heft 5/1926, Seite 237 Heinrich Zille

Vereinzelung unserer Geistigen. Jede Kultur bedarf einer Atmosphäre, in der sie gedeiht; ja im Grunde ist diese Atmosphäre schon Kultur und Taten und Werke bloß ihr sichtbar gewordener Ausdruck. Sammern wir heutzutage über unsere Armut an Werken, so bringt die Klage tiefer und zeigt, daß uns für die Frucht die Erde fehlt. Innersten Wert allerdings besitzt eine Kultur erst durch ihre Fundierung im Absoluten, im Glauben — und den finden wir nicht willentlich. Es handelt sich nicht darum, jener Vollendung mit Absicht entgegenzustreben, gleichsam als könnten wir Kultur bewußt schaffen, die uns wird. Beklagen wir aber die fehlende Atmosphäre, die man Gleichstimmung der Gemeinschaft nennen mag, so handelt es sich vielmehr darum, daß wir erkennen, wie sehr uns schon gewöhnlichste innere Anteilnahme unmöglich geworden ist. Die Sehnsucht blieb, schlägt uns aber mit Unbefriedigung, weil wir dem Nebenmann, der gleich sehnüchtig ist, mißtrauen.

Im Ausland ist dieser Zustand durch tausend Bestrebungen, meist allerdings recht äußerlich, durchbrochen. In Siebenbürgen erdrückt er noch immer den unmittelbaren Verkehr von Mensch zu Mensch. Dies ist nicht so zu nehmen, als wäre das Ver-

hältnis unserer Mauern zu ihresgleichen irgendwie gehemmt oder das Beisammensein der Stdter mehr als anderwo durch Kleinstdtliche und -selbstsucht geistert. Wahrscheinlich ist sogar, daß Reichum der Natur und eine an mehreren Völkern geschaute Menschenkenntnis den öffentlichen Verkehr unseres Landes angenehmer erscheinen löst als den westlicher Gebiete.

Doch all dies hat auf diejenigen Kreise, die bei uns die Fähigkeit besitzen, den geistigen Ausdruck Siebenbürgens zu prägen, gar keinen Einfluß. Uns fehlen Großstädte, die ihnen die ererbten Kleinstdtlibel, Ummachung und Ueberhebung ~~u. Mit-~~ bewohner, Nachsucht, Neid und Standesdünkel abwaschen könnten. So bietet sich das unfreudliche Bild, daß Menschen, die bei etwas Großherzigkeit sich gegenseitig befruchten könnten, nebeneinander herleben ohne sich näherzutreten, es sei denn, wenn ihnen der Wein die Zunge löst, weshalb dieser zumind. in Kronstadt ein Kulturträger ist). — Nun wäre der Zustand nicht so peinlich, wenn die von ihm Betroffenen im Alleinsein Genüge fänden. Tatsächlich ist aber die Situation die: es warten diese dreißig ~~als fnfzig~~ in Betracht kommenden Menschen, die es in den größeren Städten gibt, die bei gegenseitigem Verkehr auf jedem Gebiete von Ausschlag wären, ja auch auf politischem die Herrschaft von allerlei parteipolitischen Zirkeln und Bildungsmeiern sofort besetzen würden, warten mit der Tallosigkeit geistig Wegzitter, die nicht jeder Anreiz zu einer leeren Handlung verfhrt, warten auf ein Wunder, das sie erlöse. Dies Wunder wäre die Tat eines unter ihnen, der sie an den Haaren zusammenbringt.

Die Leistungen selbst in solcher Vereinzelung sind oft nicht unbeträchtlich. Es wird klar, was geschaffen werden könnte, wenn gemeinsamer Verkehr Anregung brächte.

Dieser Verkehr mhte über die nationalen Grenzen hinaus gehen, siebenbürgisch werden, wenn das Wesen des Landes sich klarer auswirken soll. Wir brauchen die Selbstkrftigung der eigenen Art, weil uns durch die starken Einflüsse vom Osten her nur noch bedeutendere Verengung droht und nicht, wie manche Politiker meinen, geistige Vereinigung, denn dazu ist die Persönlichkeit unseres Strichs schon zu ausgeprägt aus dem Boden und der Geschichte gewachsen.

Warum die geistig Reifamen nicht zusammenfinden, hat einen sehr wichtigen Grund darin, daß es bei uns keine Gesellschaft, das heißt keine großen Damen gibt. Unsere Frauen sind Hausfrauen — sehr gut! aber den Männern, die hier gemeint werden, unverhältnismäßig unterlegen. Diese Männer waren alle im Ausland, haben große Verhältnisse gesehen, große Probleme durchdenken gelernt und Drang zu solchen Gedanken, während die Frauen daheim geblieben und kleinstdtlich sind. Dann aber, wenn sie sich den Heimkehrern anpassen wollen, verkleren sie meist ihr Weltvolles, ihre Natürlichkeit, verwechseln gleich einem Bauer Bildung mit Wissen, werden Blauschmpfe und damit für die Aufgabe untauglich, die sie abseits ihrer leiblichen für unsere nichtleibliche Zukunft zu erfüllen hätten. Die Aufgabe ist: einen Kreis geistiger Männer zusammenzuhalten, einen Salon zu führen. — Brauchten wir wissenschaftliche Gesellschaften, die Damen wären nicht am Platze. Wir brauchen aber, in unseren Kleinstädten dreifach, einen Verkehr von Mensch zu Mensch. Hier muß die Frau das namentlos gebende Weien sein, nicht die Wissens- oder Ideenbeladene, sondern die Schlichtende, nicht die Verleumdende, sondern die Freie, nicht die Verstehende, sondern die Mitleidende. Sie braucht kein Wort wirklich zu erfassen, aber dessen Gefhlswert muß sie zu dämpfen wissen, daß er allgemein bedeutsam

und anregend wirke. Eine solche Frau ist innerhalb lauter subjektiver Objektivitten, die Männer nun einmal sind, das objektive Subjekt, ^{das} die sie in ihren Richtigkeiten Befangenen Männer anreizt, hndigt und zusammentreten läßt.

Eigenschaften sind vorvorhanden. Treten sie auf, so finden sie sich in vielen. Es gab keinen Radfahrknstler, ehe der erst auf dem Rade fuhr. Und wenn die erste Frau Fähigkeit zur Gesellschaft beweist, ^{werden} ~~kommen~~ plötzlich manche andere sie auch haben (und viele sie zu haben whnen).

Es wird den Sachsen splendid isolation vorgeworfen, mit Recht, obwohl sie geschichtlich erklärlich ist... Öffnen wir ^{jetzt} die Türen!

Sächsische Antisemiten. Bei der Jugendbundtagung, wenig sichtbar, aber doch fühlbar, waren auch etliche Antisemiten. Man mag sich zur jüdischen Frage, wie sie in westlichen Ländern und bestimmten Gebieten Rumäniens dringend wird, stellen nach Gefallen. Wir Sachsen und vor allem unsere Bauern haben das Glück, mit Juden sehr selten Verbindung zu haben. Warnt man uns vor ihnen, können wir mit fröhlichem Gesicht antworten: "Wo sind sie denn?" Der Bauer löst dieses Problem

so: er mißtraut dem jüdischen Händler, braucht ihn in seiner Gemeinde nicht und haßt ihn im übrigen auch nicht; höchstens bewißelt er ihn. Wozu also sollen wir uns, einer Antisemitengruppe zuliebe oder gar, weil es rumänische Hakenkreuzler tun, gegen die Juden stellen? Wir unterstützen bloß diejenigen, die in diesem Staat die Minderheiten austreiben wollen. Daß wir Minderheit sind, macht uns jeder Tag bewußt.

Rassenheoretiker. Es gibt Menschen, die an Günthers nordischer Theorie ein Allheilmittel gefunden haben: Leute, die Mehrnis, Wehrnis und Nährnis und gleich Dr. Siegmund die „Eroberung Siebenbürgens“, die er in Hellau von uns verlangte, als weltgegebene Aufgaben der Sachsen sehen. Ich, bereit wie sie zu glauben, daß die Schädelformen (und noch mehr das individuelle Gesicht) den Wert eines Menschen aufzeigen, sehe mir ihre Köpfe an und wünsche, sie täten auch.

Die echte Tracht. Im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt äußert sich Pfarrer Kasper am 22. Juni in verständiger Weise zur Trachtenfrage. Er erklärt, daß er keinen grundlegenden Unterschied zwischen der bäuerlichen und patrizischen Tracht feststellen könne. Wenn die städtische Tracht wieder belebt werden soll, müsse sie dort anknüpfen, wo ihre Überlieferungen liegen, an der Bauerntracht. Keineswegs aber sei die Gewandung, die heute als neu-sächsisch Tracht ausgerufen wird, sächsisch. Frauen und Mädchen tragen mitunter ungarische oder bulgarische Blusen, ohne daß es jemand einfalle, eine solche Kleidung als Nationaltracht zu bezeichnen. Dasselbe sei bei dem neu-sächsischen Kostüm der Fall, wo sächsisch mit fremden Motiven willkürlich gemischt wurden. Dringe aber dies Gemisch in die Dörfer (wie es manche Frauen wollen), so sei die Gefahr für die Volkstracht unabsehbar. Erst aus der tatsächlichen Verbundenheit mit der Tracht, nicht aus dem Drängen nach ihr, könne eine Tracht sinngemäß umgeschaffen werden.

Kein Wort in diesem Aufsatz ist uns neu. Wir haben alle schon früher ausgesprochen und der es hier tat, ist ein Pfarrer. Die Optimisten sagen allerdings, wenn sie auch über die Frauentracht die Äpfeln zuden, die Tracht der Mädchen sei hübsch. Ja, man ziehe den Siebzehnjährigen was immer an, lasse sie mit einem Sottenlollenschurz herumlaufen, sie werden auch weiterhin hübsch aussehen, aber ebenso wenig sächsisch wie heute. Welche Frau aber, die eine solche Tracht hat, wird zugeben, daß sie nicht national ist. Sie hat ein neues Kleid, also ist es auch national. Die Mode bestimmt die Frau, und wenns auch die neu-sächsisch Frau und Mode ist, und so wird die Volkstracht ad majorem populi gloriam für immer zerstört. Haben wir keine Bauerntracht mehr, wird in den Städten schon längst eine andere Mode national geworden sein und manche Damen werden immer noch über die Tyrannei der Mode schreien, anstatt sich auf den Allenteil jener zurückzuziehen, denen die Mode nicht mehr helfen kann.

Heft 8/1926, Seite 316

Ideea Europeana. Bukarest. Es ist mir eine dringende Pflicht geworden, auf diese seit sieben Jahren erscheinende Wochenschrift zu weisen, die ich früher schon gewürdigt hätte, wenn ich nicht durch das Bewußtsein mangelnder Kenntnis der rumänischen Sprache, in der das Blatt abgefaßt ist, gehindert worden wäre. Obgleich sich darin nichts geändert hat, ich somit noch immer auf dem beschwerlichen Weg der bloßen Erahnung des Textes zu den Darstellungen vordringen kann, glaube ich doch sehr deutlich zu empfinden, worin der Wert der Zeitschrift besteht. Ich habe ihr, noch ehe ich sie ungehindert lesen werde, ins Herz geblickt und bin davon überzeugt, daß sie von allen mir bekannten rumänischen Blättern das beinahe einzige ist, dem in jedem Fall edles Wissen und Verantwortungsgefühl als Triebkraft dient. Wäre es eine Schrift wie die Gândirea, die vornehmlich den Künsten zu Gebote steht, so hätte diese Feststellung nicht die schwere Bedeutung wie hier, wo inmitten der lächerlichen Presse des Landes ein Blatt erscheint, an dessen Ehrlichkeit sich, obgleich es der Politik nicht aus dem Wege geht, kein Zweifel wagt. Nun mag sich allerdings auch die Bosheit oder Dummheit oft ehrlich zu erkennen geben, hier aber ordnet sich der vornehmen Gesinnung Klugheit bei, paart sich mit großen kritischen Fähigkeiten eine reine Freude am Schönen, die in vielen Aufsätzen Ausdruck gewinnt. Die Grundeinstellung der Schrift ist europäisch in jener heute bloß erstrebten und nicht verwirklichten Humanität, die als Verkünder einen A. Rolland und Th. Mann besitzt. In diesem Spiegel erfahren die rumänischen Verhältnisse eine Festlegung, die man bejahen muß, weil sie, abgesehen von der zu billigenden Idee, die sie bestimmt, dem Lande selbst zum Nutzen sind. Wir aber, Minderheitsangehörige (Föbrige des Landes), die wahrlich keinen Grund haben, das politisch-führende Rumänentum nicht pessimistisch einzuschätzen (dessen Werte uns durch Verwaltung und Staatsleben schmerzlicher fühlbar gemacht werden als den Rumänen), erkennen hier eine geistige Haltung auch auf nicht künstlerischem Gebiete, die jenen freien Männern, denen wir in rumänischen Kunstkreisen mitunter begegnen, entsprechend ist. Da sie sich aber unmittelbar und mutig dem Leben zuwenden, ist sie zukunftsbedeutsam (und möge — da wird der Pessimismus wieder wach — Kraft haben zu segnen).

Heinrich Zißlich

Die Schöne Literatur. Monatschrift. Herausgeber Will Vesper (H. Haessel Verlag, Leipzig). Eine Zeitschrift, die (außer der „Literatur“, die von der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, herausgegeben wird) das einzige literaturkritische Blatt in Deutschland ist, das hohen Anforderungen gerecht wird. Die Besprechungen der Neuerscheinungen und die Aufsätze jedes Heftes bewältigen die ungeheuere Arbeit, die moderne Literatur vollständig zu sichten, zu ordnen und auf ihren Wert zu prüfen. In kurzer Zeit ist die Zeitschrift zum unentbehrlichen Ratgeber für jeden Literaturfreund geworden.

„Eine lehle Erwiderung an Alinglor“ veröffentlicht Hermann Plattner im Sieb. D. Tageblatt am 21. November, die als Schulbeispiel dafür gelten kann, daß eine Zeitung guten Eindruck machen muß. Bei unserem Kampfe gegen das Tageblatt hat es dessen Leitung stets vermieden, die gegen sie erhobenen Vorwürfe zu besprechen. Der Grund dafür ist klar. Läßt sie sich einmal herbei, über die Vorwürfe zu diskutieren, so merken ihre Abnehmer, die zum größeren Teil nur diese Zeitung lesen und dadurch im Urteil getrübt sind, daß beim Tageblatt nicht alles klappt, fangen mit einem Wort: zu denken an. Dies mußte vermieden werden. Andererseits konnte unsere Rundfrage nicht mehr ohne Erwiderung bleiben. Die journalistische Aufgabe war nicht leicht. Plattner löste sie in seiner ersten Entgegnung befriedigend, indem er uns „Gehässigkeit, Bekränktheit“ usw. vorwarf und gleichzeitig auf die Geldknappheit des Blattes hinwies, die mehrere große Pläne bisher nicht habe verwirklichen lassen. Der Leser hatte nach diesem Aufsatz das Gefühl: das Tageblatt, die nationale Hochburg, ist von Volksschädlingen angegriffen worden, die böswillig genug sind nicht zu sehen, wie heldenhaft wir uns alle halten, obwohl uns das Geld fehlt.

Als ich nun im Novemberheft die Vorwürfe der Rundfrage in 10 Punkte faßte und aus sprach, daß das Tageblatt Geld in genügender Menge habe, und es im übrigen auf Geld gar nicht ankomme, sondern auf die Leistung, war für Plattner die Aufgabe, seinen Lesern die Einzelheiten unserer Kritik nicht mitzuteilen, erschwert. Er löste sie auch nicht so gut, weil er rundweg erklärt, meine 10 Punkte nicht beantworten zu wollen. Eine so glatte Weigerung bedarf einer Begründung; sie wird gegeben, indem er unser Verlangen nach Antwort, das wir nie geäußert haben, als „Unmaßung“ erklärt. „Wer ist denn der Alinglor?“ fragt Plattner entsetzt. — „Daß er jeden Monat einmal zwei Bogen mit Drucker (schwärze füllt!)...“.

¹⁾ Peinlich, daß mancher Mitarbeiter des Tageblatts dabei mithilft. — Wie leicht wäre hier zu fragen: „Wer ist denn Plattner, der täglich 8 Zeitungsfesten schwarz macht?“, aber das Urteil darüber, ob seine oder meine schriftstellerische Tätigkeit durch geistige Verurteilung gerechtfertigt wird, und darüber, ob in den drei bisher erschienenen Jahrgängen des Alinglor nicht fruchtbarere und unergänglichere Arbeit geleistet wurde als in seinen Leitartikeln, kann heute schon jeder fällen, der ihn und mich liest; doch ich vermag auch die Prüfung durch die Zeit zu erwarten. Zum Bleibenden muß man sich den Weg bahnen; aber wieviele können es! Das Alltägliche ist das Notdürftige, das die Menge versteht; aber wie schnell vergeht man es! Warum also vom Notwendigen abgehen und sich über den Zeitungsdruston aufhalten! Der Vorhang fällt darüber! Läßt ihm sein Blattgefühl!

was jeder „Hinz und Kunz, der das Geld dazu hat...“ kann, gibt ihm „doch nicht das Recht, ein Blatt vom Range des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts zur öffentlichen Rechenschaftslegung aufzufordern.“ — Diese Rhetorik soll überlöhnen, weshalb Plattner zu meinen Feststellungen und besonders zu der von Reiserer schweigen muß. So laut wie er hier hat uns noch keiner im Kampfe gegen das Tageblatt zugelassen. Welcher Notausweg auch journalistischer Art! Man hätte ihn vermeiden können, indem man meine Punkte einzeln damit beantwortet hätte, daß der politisch schwere Stand des Volkes ihre Erfüllung verbiete. Das hätte dem Leser mehr gefallen. Bitte es in die Redaktionsinstruktion zu setzen! und ganz klein daneben, das ich zwar keinen Rechenschaftsbericht gefordert habe, aber der Meinung bin, daß ein von seiner Leistung so sehr überzeugtes Blatt die schweren Vorwürfe, die wir erhoben haben, zu sachlicher Auseinandersetzung bringen müßte, wenn es ihm nicht wie dem Tageblatt auf den Eindruck, den es zu machen weiß, sondern auf die Wahrheit ankäme.

Obgleich nach seiner Weigerung jedes folgende Wort an mich unnötig wäre, spricht Plattner auch über das Ziel unserer Rundfrage und meint, ich hätte mit „hahnebüchener Deutlichkeit“ gesagt, es müsse „ein Wechsel in der Leitung des Blattes eintreten“. Nun, das sagte ich nicht! Vor allem nicht, daß ich Plattner „stürzen“ wolle. Was geht mich seine Person an, die unseren Kampf ewig nur auf sich zu beziehen vermag. Ich sagte: die Schriftleitung muß besser werden, für die Plattner verantwortlich ist. Warum sollte er nicht die Gabe haben, das Blatt besser zu machen? Er äußert doch, gleichsam den Thron besteigend: „Zillisch mag wissen, daß ich mich stark genug im Vertrauen meines Volkes weiß“, das er allerdings lieber nicht auf die Probe stellt. Manche Teile seines Volkes wie z. B. ich meinen ohnehin, es könnte nicht schaden, wenn dies und jenes besser wäre, aber sie sind in der Minderzahl und haben es immer gewußt, denn — wie gesagt — die meisten anderen lesen das Tageblatt. Auch will ich nicht nach Plattners Meinung mit „Rabarbergemurmel... hinter dem Vorhang des Ältinglor“ eine „Volksmenge vortäuschen“, denn ich zeichne mit vollem Namen und habe meine eigenen Ansichten über Volksmengen. Doch bilde ich mir ein, daß Plattners Volk, wenn es noch Leben in sich hat, den Strömungen, denen der Ältinglor dient, einmal in seinen maßgebenden Vertretern offen stehen wird, weil wir eben recht haben.

Plattner, der die Menge hat und braucht, wundert sich, daß „mit einemmal die Späßen anfangen, auf Kanonen zu schießen“. Nach dieser letzten Steigerung seines Pathos könnte ihn ein Witzbold ein für allemal als Kanone festlegen, mir aber ist es wichtiger, daß er die Verschiedenheit der Generationen, die ich als letzte Ursachenquelle unserer Gegensätze feststellte, ganz äußerlich faßt, als hätte ich je die Platttheit behauptet, nur die Kriegsgeneration sei arbeitsfähig und müsse sofort in den Konfliktorten und anderen Oratorien Plätze erhalten. Ach was! Sie ist in ihren Köpfen der Überzeugung, daß nur eine tief empfundene Idee lebensgestaltendes Maß sein kann, und die laitsch-äußerliche Arbeit der Älteren unbefriedigend ist. Sie ist Vertreter einer neuen Lebensanschauung, nicht einer Wahlpartei. Sie will einen geistigen Sieg. Ein äußerer wäre heute ihr Schaden. Mit 45 Lebensjahren wird sie wie jede andere in die Kreislaufschiffe eindringen. Also nur keine Plakongst: wir morden nicht, wir stürzen nicht, wir sind keine Kanonen! Aber auch keine Späßen. — Dies dürfte Plattner der Blattkontinuität und Ruhe seiner Leser wegen ganz besonders von mir nicht behaupten, der in seiner Zeitung elliße Male sehr anerkennend beurteilt wurde.

Ref. 12/1926, Seite 492-493

Damit er unser Wollen etwas besser kennen lerne, weise ich ihn auf den Aufsatz von Nuhbächer im Novemberheft des Ostland hin, außerdem auf viele Artikel über die Jugendfrage im zwei Bogen starken mit Druckerfchwärze gefüllten Ältinglor und vor allem auf den vorzüglichen Aufsatz im Tageblatt am 12. September „Zwischen Völkern, Ständen und Generationen“ von seinem Redaktionsmitglied Dr. Theil. Wenn schon sein Blatt diese Dinge klar und bejahend betrachtet, ja warum mit Kanonen auf die Späßen schießen, die zuerst davon gezweifelt haben!

Bum, bum, damit der Rückzug gedeckt sei, ist alte Strategie. Was verschlägt's! Das Tageblatt bemüht sich inzwischen wirklich besser zu werden. Dies festzustellen ist unsere Pflicht, denn wir beenden oder setzen den Kampf nicht „nach Belieben“ fort, wie Plattner es uns anheimstellt, sondern nach dem Anlaß, den das Tageblatt, durchaus nicht Plattner, gibt.

Ref. 12/1926, Seite 492-494